40
165/4

<36602420830018

<36602420830018

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Kinderbibliothek

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierter Theil.

Neue, stark verminderte, und dadurch verbesserte Ausgabe.

Frankfurt am Mayn,
in allen Buchhandlungen.

1796.

Gn 1442 l

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheert und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben.
Er gibts dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' ers mir nicht geben?

Claudius.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: sieh wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versetzt der Mann,
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der:
„Ein weiser Mann
„Zwar auch zuweilen irren kann;
„Allein er nimmt doch den Verstand
„Bei allen Dingen erst zur Hand,
„Und grämet sich zu keiner Frist
„Um etwas, das nicht möglich ist.“
Ein schöner Spruch, versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir geben kann! —
Doch sey's! Fort! ich entlasse dich.

Das Vögelein, so bald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt, laß doch sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann!

O! fängt es zu dem Vogler an,
O seht ihn doch den dummen Mann,
Den gar ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein;
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

H. C. Nicolai.

Als die Frühlingssonne zum erstenmal auf mein Zimmer schien.

O liebe Sonne, sey gegrüßt!
Hier hab ich lange dich vermißt!
Nun schenkest du zum erstenmal
Mir wieder deinen sanften Stral.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm frohen Angesicht;
Du gießest reinen frohen Sinn,
Auf alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen heiß und rein:
So soll auch meine Seele seyn,
Von heißer Menschenlieb entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wandelst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht.

Du legst dich nimmer auszuruhn,
Kommst immer wieder wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht,
Du Bild von dem, der dich gemacht!
Ich bin dein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!

Dann

Dann dürft ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen allemal.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn,
Und weg aus deinem Lichte gehn:
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist wer kein gut Gewissen hat.

Overbeck.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;

Wir

Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns aufwärts schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß gut, o gut uns werden,
Und vor dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich seyn!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke!

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;

Am

Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen!
Und seh's, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn,
Durch Laub, und junge Blüte;
Nicht nur, wenn reife Saten stehn
Seh' ich des Schöpfers Güte:

Ich seh sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüfte schrecket.

Einst sah ich sie, bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

v. St.
(Abgeändert.)

Die

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen.

Herr Arens, ein Kaufmann.
Frau Arens, dessen Gattin.
Christel, ihr Sohn.
Jakob, ein junger Bursche vom Lande.
Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf dem Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da spaziert unser Christel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hof herum! Ich fürchte, ich fürchte, daß es mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde geschieht, daß er sich immer so mit Büchern trägt!

Frau Arens.

Und woher kömmt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens.

Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wohl jemand auf ihn Acht habe?

Frau Arens.

Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß er recht fleißig lernt; und alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse!

Herr Arens.

Wohl wahr; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein bischen Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausendmal lieber seyn, wenn er

noch

noch gar nichts wüßte, und fein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens.

Noch gar nichts?

Herr Arens.

Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens.

Wir wollen hoffen, daß das bei unserm Christel nie der Fall seyn werde.

Herr Arens.

Der Himmel gebe es! Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein paar Monate zubringen lassen. — Aber da kömmt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Christel, nachher auch Jakob.

Christel.

(Mit dem offenen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen.)

Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkauf bringt.

Herr Arens.

Christel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Christel.

Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens.

Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, die du nicht kannst! Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeiten nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörichte Meinung haben. — Sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig und komm nachher zu mir in mein Zimmer.

(Geht ab.)

Frau Arens.

Sage dem Jakob, daß er hier warte; ich will die Köchin herunter schicken.

(Ab.)

Christel (zu Jakob.)

Du! — Hierher! Sollst hier warten.

Jakob (tritt herein.)

Gott grüß, junger Herr!

Cristel.

Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung.)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Christel geht vor ihm auf und nieder, und grinzt ihn an, so oft er bei ihm vorüber geht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als Einer, der nicht weiß, was der Andere will.)

Christel.

Du, wie groß ist wohl der Mond?

Jakob.

Wie ein Pfankuchen, Herr!

Christel.

Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlümmel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Christel fährt fort, auf und nieder zu gehen.)

Christel.

Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob.

Müschös, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Christel.

Ha! ha! ha! — O über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermals, und Christel geht wieder auf und ab.)

Christel (auf Jakobs Hände zeigend.)

Wo hast du denn das dicke Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekrigt?

Jakob.

Mit Gunst, Herr; es sind nur meine bloßen Hände.

Christel.

Fi! da könnte man ja Schuhsolen herausschneiden, so dick ist die Haut darauf?

Jakob.

Von Faullenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich. — Und doch, Herr, möcht ich mir ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehudelt lassen, das geht'r mit: Adjüs!

(Will abgehen; wird aber von der Köchin in die Speisekammer gerufen.)

Christel.

Ich glaube gar, der Bauertölpel wurde ungehalten; ei seht doch! — Aber ich soll mich ja reisefertig machen.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes.)

Herr Arens, Frau Arens, Christel, ein paar Gesellschafter.

Herr Arens.

Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte wir gingen immer hier vorn im Walde entlang, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen?

Erster Gesellschafter.

Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehn; der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens.

Und ist schon alles so still und so ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter.

O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens.

(Zu Christel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat.)

Christel! So komm doch hier, und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Christel.

Ich lese hier etwas, was mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter. (Zu Herr Arens.)

Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen; und wenn's nicht ist — doch da sey Gott vor, daß er sich nur so stellen sollte!

Herr

Herr Arens.

Komm, komm, Christel, und sey kein Narr!

Christel.

(Sich immer mehr entfernend.)

O erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegierde befriedigen darf.

Herr Arens.

Nun so befriedige sie denn, und geh, wohin du willst.

Frau Arens.

Aber Kind, er könnte sich verirren!

Herr Arens.

Mag er doch, wenn ers nicht besser haben will.

(Gehen alle vorüber.)

Christel. (Ihnen nachsehend.)

Nun sind sie weg, und ich brauche mich nicht mehr zu verstellen. (Steckt das Buch in die Tasche.) — Was doch die Fremden von meinem Fleiße denken werden! Ich möchte jetzt wohl ein Vögelchen seyn, und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie mich loben werden. Aber still! ich wills noch besser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch schleichen, und immer so fortgehen, daß sie mich nicht wieder finden können, und dann glauben, daß ich mich unterm Lesen und Nachdenken verirrt habe. Ich habe einmal gehört, daß es die Gelehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich! da werden sie mich auch für einen Gelehrten halten; und dann wirds an ein Loben gehn! Aber ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig!

(Läuft ins Gebüsch.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen außer Christel.

Herr Arens.

Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben seyn!

Frau Arens.

Sagt' ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nur nicht schon zu weit ist!

Herr Arens.

Sey unbesorgt! — (rufend) Christel! — He! Christel! Wo bist du? Hörst du nicht? Christel!

Erster Gesellschafter.

Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe da hin.

Zweiter Gesellschafter.

Und ich dort hin; seyn Sie unbekümmert, wir werden ihn schon finden!

(Beide gehen ab.)

Frau Arens. (Nach einer Pause.)

Ich höre nichts. Himmel, wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens.

Nun?

Frau Arens.

Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens.

Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau

Frau Arens.

Wie meinst du das?

Herr Arens.

Ich bin nun völlig überzeugt, was ich diesen Morgen bloß vermuthete, daß der Junge den Kopf voll Eitelkeit und Narrheit hat, und daß er alles, was er thut, bloß deswegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deswegen auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich mehr, als wenn wir ihn verloren hätten: denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sey! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeitlang in der Irre herumgehen und einige Beschwerlichkeit erdulden muß.

Frau Arens.

Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige.

Die beiden Gesellschafter.

Alle unsere Mühe ist vergebens gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß Sie nicht länger auf uns warten möchten; denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher nach Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens.

Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich

wün-

wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens.

Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens.

Ich habe alles bedacht; der Junge ist schon elf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand brauchen will, so kann er sowohl aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schließen, wohin er sich wenden müsse, um wieder nach Hause zu finden.

Frau Arens.

Aber wenn er nun —

Herr Arens.

Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmalen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mags! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher, und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Narrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sey nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Besserung zu entziehen. Komm, Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

Fünfter Auftritt.

Christel.

(Tief im Walde hin und her laufend.)

Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und

ich

ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. — (Er ruft) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich nun anfangen? (Er weint) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne; — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenn's ein Wolf wäre! O Jammer! Hülfe! Hülfe!

Jakob. (Der auf das Geschrei herbei läuft.)

Was gibts hier? Wer schreit da? (Indem er Christel gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hier her?

Christel. (Seine Hand ergreifend.)

O mein herzenssüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob.

(Macht anfangs ein paar große Augen, und bricht endlich in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! — Ei zum Geier, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzenssüßer, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! — Gewiß Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlümmel! Wissen Sie denn nicht? — Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder!

Christel.

O mein bester Freund! verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob. (Vor ihm auf und niedergehend.)

Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Christel.

(Schlägt vor Schaam und Reue die Augen nieder.)

Ach!

Jakob.

(Den Finger an die Nase legend und gen Himmel sehend.)

Aber, sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wohl eigentlich der Mond seyn?

Christel. (Schluchzend.)

Ach! — aus — Barm — Barm — he — her — herzig — keit —

Jakob.

Nun, sieht der Herr, daß man ein dummer Bauerstölpel seyn und doch zu vielerlei nützen kann, und also deswegen nicht verächtlich ist? Was gäben Sie nicht jetzt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wüßten, und so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, ob's Tag oder Nacht ist, ob Sie einer begleitet oder nicht?

Christel.

Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht seyn will.

Jakob.

Schon gut; aber das könnte wohl nur eine Nothbuße seyn, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Pudelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn darnach krähete. — Aber, damit Sie sehen, daß ein braver Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie Morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Christel.

O mein gütiger Freund!

Jakob.

(Unter einem Eichbaume sich niederlegend.)

Nun, Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freiheit.

(Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt.)

Christel.

Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob.

Wir sind mitten drinn! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bette. Nehmen Sie Platz!

Christel.

Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob.

Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat keine solche Bettsponde! Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ists Ihnen?

Christel.

Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob.

Nun, dazu kann Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Christel.

Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob (lachend.)

Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Christel.

Nichts, lieber Jakob.

Jakob.

Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle Ihre Bücher, bin! — Ein

klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthut, und es hin und her schwenkt, bis es Flamme fängt) — soll der Heerd bald bestellt seyn! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehen Sie! — Nun hier unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür; sie sollen gewiß gut schmecken.

Christel.

O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was Er für mich thut?

Jakob.

Als wenn ichs deswegen thäte! Schade was fürs vergelten! Ists nicht schon Lohn genug, wenn's einem so wohl dabei ist? — Aber warten Sie ein wenig; mittlerweile daß die Kartoffeln braten, hole ich Ihnen ein paar Bund Heu von der Wiese; da sollen sie drauf schlafen wie ein Prinz!

(Geht.)

Christel.

Ich unbesonnener! Wie konnt' ich doch so dumm und so ungerecht seyn, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde sich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an, will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig seyn, als ich gewesen bin. —

Jakob (bringt ein paar Bund Heu.)

Da! — Und nun laß sehen, was unsere Braten machen? — O sie sind schon fix und fertig! — Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Christel.

Aber er wird doch mit essen?

Jakob.

Dasmal nicht; es ist just für Sie, junger Herr.

Christel.

Aber —

Jakob.

Lassen Sie's gut seyn; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeckt's?

Christel.

Vortreflich, lieber Jakob!

Jakob.

Gelt! es schmeckt hier besser, als in der Stadt?

Christel.

O viel, viel besser!

Jakob.

Nun, wenn Sie fertig sind; so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus). Ich will denn schon sehn, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Christel legt sich.) So! und damit decken Sie sich. (Indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt). Und nun gute Nacht!

Christel.

Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob.

Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Christel schläft ein, und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten).

Sechster Auftritt.

(Gegen Morgen.)

Christel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob (ihn anrührend.)

Nun, Herr Schlafkamerad, wird's jetzt genug seyn? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang und die Sonne

wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Eltern zu gehen?

Christel (sich die Augen reibend.)

Ja — ja — gleich! — guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob.

Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Christel (aufstehend.)

Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmal Dank —

Jakob.

'S ist gern geschehn. Nun marsch! nach Hause! ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herrn Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter, und nachher Jakob und Christel.

Herr Arens.

Gib dich zufrieden, liebe Frau; es wird, will's Gott! alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draussen? (die Thür aufmachend) Sieh, sieh!

Frau Arens. (Ihren Sohn erblickend.)

Gott sey Dank! — O du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Christel.

Verzeihung, liebste Mutter, und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens.

Wie das?

Christel.

Ich bekenne, daß ich ein eitler Geck gewesen bin. Was würden Sie demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens.

Alles, was in meinem Vermögen steht.

Christel.

Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Narr zu seyn.

Herr Arens.

Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du so lange ich lebe, ein Jahrgeld von funfzig Thalern genießen.

Jakob.

O nein, Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht sprechen kann.

Herr Arens.

Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehn; und dort, Christel, erzähle uns alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugest, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sey! (Christel nimmt Jakobs Hand und sie gehen alle in das Nebenzimmer.)

C.

Gespräch

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen;

Vor

Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz:

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Hinz.

Wie? edler? besser? — Nein;

Kunz.

So laß das Loben lieber seyn.

Claudius.

Der gute Sohn.

Der Herr von R . . . hatte sich, als Preußischer Werboffizier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück zu seinem Regimente gehn.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge?

„Daß Sie mich abweisen," war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen?

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird."

Und

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fodern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesicht, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Ausserordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

„Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien." Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

C.

Nach dem Französischen eines Ungenannten.

An die Sonne beim Aufgange.

Sey mir gegrüßt, zu meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königinn!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor dem, der dich so schön gemacht;
Der Menschen schuf, und väterlich für alle
Mit seiner Allmacht wacht!

Daß überall bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sey du, was du ihm stets gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick!
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —

Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz und schicke
Mir Kraft, daß ich's besteh!

Und lehre mich in Freudigkeit hienieden,
Mich jeder schönen Tugend weih'n;
Voll Duldsamkeit, bereit zum seelgen Frieden,
Und mild, wie du, zu seyn!

Aus den pädagogischen Unter-
handlungen, abgeändert.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab;
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht!
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Aun,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst dn sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf;
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne wieder
So hold, als ich dich gestern sah;
Blickst allbelebend auf mich nieder —
Und ich — o sieh! bin auch schon da!

Kann dich gehüllt im Strahlenmantel sehen
Herauf den schönen blauen Pfad
In voller Glorie des Himmels gehen,
Womit dich Gott bekleidet hat;

Kann,

Kann, wie durch deines großen Schöpfers Milde
Du Leben um dich spreitest, sehn;
Sehn, wie die jüngst entschlummerten Gefilde
Bei deinem Anblick lächelnd stehn;

Kann, so wie du, mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn;
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein Theilchen heute gleichfalls thun.

Nur, so wie du, ein Segen seiner Erden,
Du großes wunderbares Licht,
Wie du, voll Himmelskraft, wohlthätig werden,
Dies, liebe Sonne, kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und dies, o Sonne, kannst du nicht.

Daß ich dies kann, — o! es ist Himmelswonne!
Ich tausch um allen deinen Glanz,
Um deine Glorie, du große Sonne!
Nicht einen Strahl aus meinem Kranz.

Caroline Rudolphi.

Das Nordlicht.

Ach, welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen liebliches Rosenlicht
Am späten Abendhimmel! Wie so milde
Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,

Auch

Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, denen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Strahlen,
Die mild vom Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether malen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest.

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Caroline Rudolphi.

Der leichtsinnige Knabe,

ein Schauspiel für Kinder.

Herr Güldberg.
Ludewig, Güldbergs zehnjähriger Sohn.
Wilhelm, Güldbergs Neffe, der von ihm erzogen wird; eine Waise, von gleichem Alter.
Lore, Güldbergs Tochter, neun Jahr alt.
Louise, Jettchen, } zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum Besuch kommen.
Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, auch ohngefähr von acht Jahren.

Erster Auftritt.

Ludewig und Wilhelm.

Wilhelm, (am Tische sitzend und schreibend.)

Nun, lieber Ludewig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Lude-

Ludewig, (herumhüpfend.)

Nur noch ein klein bischen!

Wilhelm.

Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludewig.

Nur noch ein klein bischen!

Wilhelm.

Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludewig, (noch immer herumspringend.)

O nur noch ein klein klein bischen!

Wilhelm.

Da schlägt's schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludewig, (läuft zum Schreibzeuge.)

O weh mir! Schon drei Vierlel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm.

Sagt' ich es dir nicht?

Ludewig.

Nun ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh! Schon drei Zeilen! Juchhei! Das geht fix! (springt bei diesen Worten auf, wirft das Tintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Koridon! Was habe ich gemacht!

Wilhelm.

Du bist doch recht unbesonnen, Ludewig!

Ludewig.

Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wil-

Wilhelm.

Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinn, lieber Ludewig; aus Unbesonnenheit? Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludewig.

Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch wohl noch gehn. (Schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au!

Wilhelm.

Wieder was Neues! Ludewig, Ludewig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludewig.

Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm.

Der verzweifelte Leichtsinn und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird der Mutter auch keine Freude machen.

Ludewig.

Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm.

Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludewig.

I, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm.

Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wohl verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludewig, (weinend.)

Aber, was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm.

Sieh, Freund, alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmanns Augen nicht besser seyn will, als du. Da (er zerreißt seine eigene Uebersetzung.) Nun wollen wir hinauf gehn, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür Morgen doppelt fleißig seyn wollen.

Ludewig.

Bist doch ein guter Junge, Wilhelm! (ihn streichelnd.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Lore.

Lore.

Lieber Wilhelm, Herr Trautmann will so gut seyn und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Louise und Jettchen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludewig.

Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore.

Nein, Ludewig!

Ludewig.

Und ich bin doch dein Bruder und der nur dein Vetter!

Lore.

Schlimm genug, daß der Bruder es darnach macht, daß man ihn nicht eben so lieb, als den Vetter, haben kann!

Ludewig.

Was hab' ich dir denn gethan?

Lore.

Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadetest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludewig.

Was thu ich denn?

Lore.

Was du thust? Nichts mit Bedacht, alles aus Leichtsinn, alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorfallen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmutzt, bald lermst du, daß einem die Ohren gellen, bald verdirbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deswegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Louise und Jettchen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm.

Wir wollen hoffen, daß er sich bessern werde. Nicht, Ludewig, du willst nicht mehr so unbesonnen seyn?

Ludewig.

Nein, mein Lebelang nicht wieder!

Wilhelm.

Nun, liebes Lorchen, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautmann gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt seyn möge, unten zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (Geht mit Ludwig ab).

Lore.

Ich wünsche, daß du wahr sagst.

Dritter Auftritt.

Lore, allein.

Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludewig doch auch so werden! (sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und liest kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen) Nun ist doch wohl alles ordentlich? — Ich meine ja. — (Es wird angeklopft; sie springt nach der Thür.)

Vierter Auftritt.

Lore, Louise und Jettchen.

Lore.

Ah! Willkommen, liebes Louischen! Willkommen, liebes Jettchen! (sie umarmen einander.)

Louise.

Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jettchen.

Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore.

Wenigstens fehlt nicht viel daran: vergangenen Sonntag war es gerade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludewig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig; Ludewig kömmt singend und springend herein, und hüpft, ohne auf die fremden Kinder Acht zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht)

Ludewig, singend.

Heissa! lustig! ich bin Hans
Du bist meine Hanne!

(Er versucht seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm.

Ludewig, Ludewig! Was machst du nun wieder? (alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludewig.

Eine Kleinigkeit! (dreht sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen.)

Louise.

Wir beklagen dich, liebes Lorchen. Hast doch keinen Schaden gekrigt!

Lore.

Ich denke nicht. Verzeiht, lieben Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht davor.

Jettchen, (sie streichelnd.)

Wenn's dir nur nicht weh gethan hat!

Lore.

'S ist schon vorüber; setzt euch, meine Lieben. (Wilhelm setzt jeder einen Stuhl.)

Louise.

Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm.

Gar keine Bemühung!

Lore.

Ach! Wilhelm thut's gern; (sie reicht ihm die Hand.) ich wollte mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab.

Ludewig.

O ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne seyn! Sollst nur sehen! (Eine Magd bringt eine

Kan=

Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Exempel gleich einschenken.

Lore.

Damit wieder was zerbrochen werde! Das überlaß mir. (Sie schenkt ein und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Louise.

Wir danken, wir sind gewohnt ohne Zucker zu trinken.

Ludewig.

So will ich für euch mitnehmen. (Er greift in die Schachtel und nimmt ein Stück über das andere heraus, daß ihm endlich die Schwester die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore.

Schämst du dich nicht, Ludewig? —

Ludewig.

Ich that's nur des Spaßes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun ist — (Er gießt seine halb ausgetrunkene Tasse mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne; und geht so ungeschickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt und die Milch auf Jettchens Kleid verschüttet wird.)

Jettchen.

Das Gott! — Was wird Mutter sagen, wenn ich so zu Hause komme! Was fangen wir nun an?

Lore.

O über den Menschen! (zu Ludewig.) Was stehst du? Geschwind ein Glas Wasser! (ehe Ludewig sich von der Stelle bewegt, ist Wilhelm schon hinausgesprungen.)

Louise.

Ich habe immer gehört, das Beste wäre es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier ist mein weißes Schnupftuch — (Sie treten zu Jettchen; Louise hält und Lore reibt; indeß setzt sich Ludewig an den Tisch und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kömmt mit einem Glase Wasser.) Wir brauchen kein Wasser, lieber Wilhelm!

Indeß danken wir. Am Ende ists Zitz, der läßt sich wieder auswaschen.

Lore.

Es geht recht gut heraus. Siehst du, Louischen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt. — (Sie hälts ihr vor.)

Louise.

Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jettchen.

O das ist gut! Ich bin recht erschrocken gewesen. Mutter hat so viel Geld für das Kleid hingeben müssen.

Lore.

Nun setzt euch wieder, Kinder; und du (zu Ludewig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludewig an.) Nun das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt was vorstellen kann! (zu den andern) Könnt ihr denken, daß er unterdeß die ganze Kanne ausgetrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludewig und geht hinaus.)

Louise.

Laß es gut seyn, Lorchen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Jettchen.

Und mir hat der Schrecken den Appetit benommen.

Lore.

Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein bischen spielen?

Louise.

Meinenthalben; aber was?

Ludewig.

O ich weiß excellente Spiele! Blindekuh, — sieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Louise.

Mit ihnen zu spielen, müssen wir verbitten.

Ludewig.

I, warum denn?

Louise.

Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb sind.

Lore.

Ach! da kömmt unser Wilhelm wieder — der soll sagen, was wir spielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Louise.

Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie sollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm.

Ich habe draussen einen kleinen Musikanten stehen; wollen Sie, so soll er uns etwas vorsingen, oder zu einem Tänzchen aufspielen.

Lore.

Einen kleinen Musikanten? Einen kleinen Musikanten? Wer ist er denn?

Louise.

Allerliebst! Das muß wahr seyn. Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten.

Jettchen.

Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm.

Wir verdienen dazu ein Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich erspart habe, und er hat mir versprochen eine Stunde dafür zu spielen.

Louise.

Nein, nein! wir legen zusammen.

Jettchen.

Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm.

Nun, darf ich ihn herein bringen?

Lore.

Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn denn?

Wilhelm.

Draussen vor der Thür. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen. Ludewig will ihn ihr aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludewig.

Nun, ich wollte ihn nur zerschneiden!

Lore.

Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit, wie mit der Milch gehen. (Sie schneidet ihn in Stückchen, und gibt ihn herum.)

Ludewig.

(Nachdem alle genommen und noch ein Stück übrig bleibt.)

Wer soll denn das haben?

Lore.

Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jettchen.

Eher wollt ich selbst mein Stückchen wieder zurück geben.

Louise.

Und ich das meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, der eine Geige unter dem Arme hat.

Wilhelm.

Da bringe ich meinen Spielmann.

Lore.

Wo bist du her, mein Kind?

Jonas.

Von J'han Gůrgenstohdt im Aerzgebůrg.

Louise.

Hast du denn noch Eltern?

Jonas.

De Mohter låbt nömmer: ober'n Vohter hob iech nah.

Jettchen.

Und warum kömmst du denn so weit her!

Jonas.

Je, mei armer Vohter is starblind; her kah nischt meh erwårbe. Do giehe mer nu rům, und iech muß'n durch mei bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore.

Nun, willst du uns denn etwas hören lassen?

Jonas.

Warum net? Iech spiel råcht hårzlich gårn fer su hůbschen Mummesellchen und Musjehs: mei Spielen bedet nur net viel,

Wil-

Wilhelm.

Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Jettchen reicht unterdeß Wilhelm den Teller mit dem übrigen Stückchen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchen; dann singt er es dazu.) Nu Glück auf!

Jech bin ån armer Bårgma's Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Das hob iech: åne frische Lunge
Und do mei klånes Geigenspiel.
Singen und Spielen erquickt wul das Låben,
Doch sul's mich åch å bissel erfreun,
Se müßt ihr mer was zu brocken gåben,
Denn Bug'n und Kåhl wüll'n geschmieret seyn.

Wilhelm.

Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas.

Nånå, mei schüner junger Herr! her ißts wul selberst! å bissel Salz und Brud thuts ah.

Wilhelm.

Du sollst aber: das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas.

Nu, so sog iech'm schün Dank. Ober iech wårds itzt net assen, sondern's men armen Vohter miet nåmme: fer ihn kömmt net leichtling å su guter Bissen.

Lore.

Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stückchen schon aufgegessen habe!

Louise.

Warum ist er doch nicht ein bischen eher gekommen!

Jettchen.

Ich habe noch die Hälfte von meinem; da bring das deinen armen Vater auch mit.

Jonas.

O nå d'ch, nå d'ch! — boholt Si's schüne Mumsel! Her hot an åhn Stückel schu genug. — Mer ißt sulche Lackerbisla net, daß mer sich dra sot ißt.

Jettchen.

Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas.

Nånå; sul ichs gu nåmme: so lass'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickeln, und miet hehm nåmme. (Er sucht.) — Je vertrakt! hob iech doch ka's in mei Kittel: geben Sie mer ner å Papierl.

Lore.

Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen: wir wollen den Kuchen indessen ins Fenster setzen.

Jonas.

Ae råcht, å råcht, mei hübsch Mumselchen! Itzt bin ichs Fiddelns, und net's Essens wågen da.

Wilhelm.

Nun was willst du uns denn nun zum Besten geben?

Jonas.

Je nu, wull'n Sie epper na å Liedl hoben? Jech ka å vurnehms. Es klapt zwor net so fei, wie unsere Bårgknappenliedlå, ober's is, glåb iech, doch gut gemåhnt. (Er geigt und singt wechselweise.)

Ich fahr in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt.

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsen Wuth,
Der auf mich nieder hängt,
Nicht diese wilde Wasserfluth,
Die sich durch Felsen drängt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,
Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf.
Und bring aus tiefem finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab!
Ein bischen Salz und trocken Brod,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludewig springt unterdeß herum; kömmt zu dem Teller mit den Kuchenstückchen, und ißt sie auf.)

Wilhelm. (Ergreift Jonas bei der Hand.)
Armer Kleiner! Du bist also wohl recht unglücklich?

Lore.

Lore.

Das häßliche Geld: das macht alles Unheil!

Jonas.

Ah nå! Mer kåhft gu alles dermiet; und wenns ödle Bårgwårk net wår, so hått'n mer gu nicht zu låben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was 's Lidl sogt: ober je nu, wenn mer halter ner Brod hot, so hungert mer dach net; is mer krank, so sorgt der liebe Gott åh fer unser ån, und is mer tudt, se braucht mer nischt mer, als å bissel Aerd, und das find mer überall.

Lore.

Guter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas.

Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch å Zeitlang behalt, so ist alles schu gut. — Sul iech epper nach å Stük'l ufstreich'n?

Wilhelm.

Ich dåchte nicht, wenn's ihnen so gefällig wåre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (Er sucht seinen Groschen.)

Louise.

Das meine ich auch; aber wir müssen alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jettchen.

Und hier meiner!

Lore.

Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! Behalt den deinigen.

Wilhelm.

Nein, das Vergnügen laß ich mir nicht nehmen. (Er nimmt alles zusammen und gibts Jonas.)

Jo-

Jonas.

Nå, das is ze viel! das is ze viel! Her hot mer ner å Groschen versproch'n, mei liebes gunges Herrl!

Wilhelm.

Nimm, nimm! es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas.

Se segn's Ihnen der liebe Gott. (Zu Loren.) Ober se wulten gu der Güte seyn, und mer å bissel Papier zum Strizel göben, daß Sie mer verehrt hoben.

Lore.

Bald hätt' ichs vergessen. — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein bischen dünne; dazu aber wirds wohl gut genug seyn.

Jonas.

Nå, nå! 's ist viel ze gut; das dorf iech net nömme.

Lore.

Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt es zu verschenken.

Jonas.

Nu, se vergålts Gott! vergålts Gott! (Er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indeß auf die Erde.)

Lore.

Wart, ich will dir helfen einpacken.

Jonas. (traurig)

'S is nischt mehr do!

Lore.

Nun, was ist das? Ludewig, Ludewig, gewiß hast —

Ludewig. (betroffen)

Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn seyn sollte.

Lore.

O über den Menschen! Fi, Bruder, wie kannst du —

Jonas.

Sei se ner net büs, mei hübsches Günferle! 'S wil nischt sogen. Jech bildte mer ner ane Fröd ei, ma's armen Vohters wägen.

Wilhelm. (Aeusserst unwillig.)

Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore.

(Zieht ihr Beutelchen heraus; eben das thun auch Luise und Jettchen.)

Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Louise.

Und dies! —

Jettchen.

Und dies noch — (Jede gibt Wilhelm ein Geldstück in die Hand und Wilhelm reicht alles Jonas.)

Wilhelm.

Da nimm! und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas.

Gruhßer Gott! gruhßer Gott! das is go ze viel!

Wilhelm.

(Reicht ihm wehmüthig die Hand.)

Ach, daß ich dir nicht auch etwas geben kann! Aber — ich bin auch eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas.

Ach! mei härzliebster gunger Herr! — Hot her mich net dohär gebracht? Jech wult, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm.

Betrübe mich nicht, und — geh!

Jonas. (Faltet die Hände)

Nu! se erhält' Sie Gott gesund, und laß Sie fei gruhß wärden!

Ludewig.

(Der eine Weile nachgedacht hatte.)

Warte, warte ein Bischen! Ich muß dir auch was holen! (Er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken.) O weh! (Läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas.

(Der sich nach seiner Geige umsieht.)

Je, das Gott erbarm! das Gott erbarm! Jech bi verloren! Ich bi ganz rugeniert! (Die Kinder drucken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus.)

Jonas.

O jemine! Mei ganz bissel Reichthum — womit iech mich und mei armen Vohter ernährte — da sähn Sie ämohl mein klä's Geigel — 's in Stücken! — O je, mei armer Vohter! o iech armer Schelm! — (Er schluchzt und ringt die Hände.)

Lore.

O der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm! —

Louise.

Ich habe noch ein paar Groschen bei mir; hier!

Jonas. (Noch immer weinend)

Ah wul gut und dankens wärth: ob'r davur ka iech na kähn Geig käfen. — O mei armer Vohter! — her hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jettchen.

Da — alles, was ich bei mir habe! (Sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worinnen aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore. (Geht nach ihrem Nehpulte)

Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei mir auch die Stelle.

Wilhelm.

Warte, Freund! ich will dir auf einmal helfen. (Er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und gibt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür krigst du gewiß ein paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor; er aber weigert sich, sie anzunehmen.)

Jonas.

'S giht net! iech därf net! Mein Vohter gläbte, iech hätt' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore.

Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm.

Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore.

Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas.

Se muß iech — ach! — du grußher Gott! Se sul iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm.

Sey du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als diese Kleinigkeit wieder geben. Du und dein Vater, ihr braucht Brod; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore.

Geh nur, geh; daß du zu deinem Vater kömmst.

Jonas.

Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhühtl wieder!

Lore.

Nichts, nichts, nichts!

Louise.

Vielleicht kömmst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jettchen.

Ja, ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas.

Ach! Se gute härzle Leutl schicken miech zähnmohl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech ner met Geig ganz beholten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm.

O du quälst uns! Geh nur diesmal! Unser Vater möchte kommen.

Jonas.

Su? Ihr Härr Vohter? — und dän erworten Sie nu itzt?

Lore.

Geh, geh!

Jonas. (geht weinend ab.)

Ach! — ach! se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn Sie epper Verdruß drüber hötten — die goldigen, lieben gungen Härzen!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Lore, Louise, Jettchen, Wilhelm.

Louise.

Wie bedaure ich Sie um ihre Schuhschnallen!

Jettchen.

Sie geben uns ein Beispiel —

Wilhelm.

O das hat mir unser Lorchen gegeben.

Lore.

Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Beispiel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm. (Hält ihr den Mund zu)

Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vetter sagen, wie sich Ludewig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore.

Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Güldberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas etwas unwillig an.)

Güldberg.
(Zu den beiden fremden Kindern)

Ah! willkommen, meine Lieben! Wie gehts? Besuchen Sie einmal meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Eltern?

Louise.

Recht wohl, Herr Güldberg.

Jettchen.

Und lassen Ihnen viel Complimente machen!

Güldberg.

Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann angelaufen, und will nicht ablassen mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will. — (Zu dem Knaben.) Nun Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas. (zu Loren und Wilhelm)

Ah, mei härzige liebe kläne Herrschaft, vergäb Sie mers um Gottes willen! Jech ka'es ober net verschweigen, un's wär wul äne Sünd, wenn iechs wieder Wissen un Willen Ihres Härrn Vohters behielt. Jech was schu, Kinner hoben nischt wög zu geben.

Güldberg.

Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas.

Ah! nischt Büs's! Ner ze gut! — Das liebe Herrl do ruft miech von der Gaß her, doß iech durch ä bissel Fiddeln die Ahndern erlustriren sul.

Do

Do wor nah ån anrer Musjeh, ober keen ſo guter Musjeh —

Güldberg.

Er meint gewiß Ludewig?

Jonas.

Nähms der Härr doch jo net ibel, doß ichs ſog; ob'r wer ka nu anners? Jech ſpiel uf, was iech ka; nu de gunge Herrſchaft is åh ſe gut un gibt mer å Stückle Kuchen, å Tüchl, 's nein zu wickeln, un nå ganz Pfötl vul Gald! wie viel wås iech net.

Güldberg.

Nun?

Jonas.

Nu, da kimt de ahnre Musjeh, der net ſu gut is, und ißt mer 'n Kuchen uf, dån iech met armen ſtarblinnen Vohter mitbringen wult'. Doch das möcht ſei; ob'r do ichs Geigl uf den Byden gelegt hob, wil er n'auslaufen und trit mer 's in kleine Stückchen enzwei.

Güldberg. (Zu Lore und Wilhelm.)

Iſt das wahr, Kinder? (Beide ſchlagen die Augen nieder und ſchweigen.)

Jonas.

Der Musjeh hots net gern gethan, glåb' iech; wul'n net büs uf'm wården —

Güldberg.

Es ſoll dir gut gethan werden, mein Sohn! Biſt du fertig?

Jonas.

Na net, lieber Härr! Hören Sie ner! — Jech ſteh in Tudesangſt, und do de liebe klån Herrſchaft — o de guten Härzenspüpple! — ſe hoben net ſu viel, mer met Schoden gut ze thun — da gibt mer das ſchü-ne Güngferle hier ihr ſilbern Fingerhütl, un dos gute

Herrl

Herrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nå, dos ka ieck net übers Härz brånge — mei Vohter dåcht wul gor: ieck hått's gestulen! Jeck hürte, daß ihr Papa håmkummen sulte, und glåbte, daß iechs ihm sogen müst: denn ich wås schu, doß Kinger uhne 's Vohters Erlåbnis nischt wegzugåben hoben. Nå, Gott bewahr mieck! Hob ich schun kåne Geig mehr — mei Geig! un mei armer Vohter!

Güldberg.

Gott! — Ich weiß nicht — soll ich dich, oder soll ich euch, meine guten Kinder, zuerst umarmen? — Doch dich — dich zuerst, redliche Seele! — Komm näher an mein Herz — äusserste Armuth, äusserste Versuchung — und doch so ehrlich! — (Er umarmt ihn.)

Jonas.

Is es denn suen Wunder, råcht zu thun? Dår liebe Gott wils jo so hoben. Nå, „unrecht Brud gedeit net," hat mer immer mei Vohter un Mother vurgepråbigt: un wenn Sie anners so gut sein wullen, se kennen Sie mer ån anners Geigel kåhfen, do is dår Schoden geheilt. — Da sind die Schuhschnallen un's Fingerhühtl wieder!

Güldberg.

Weißt du was, junger Freund! bleib bei uns! Du sollst hier meinem Wilhelm zur Hand seyn; wir wollen dann schon weiter sehen.

Jonas.

Ah! dem Engel do? — O! — ieck erstick vår Fråd. (Er springt nach Wilhelms Hand, um sie zu küssen — traurig.) Ober nå! — ieck müst mei armen Vohter allåhn lassen: nå — wovun sult her leben? ieck sult vul ahf haben, un er hungern? nå, 's giht net!

Güldberg.

Guter Knabe! Wer ist dein Vater?

Jonas.

E'n olter stockblinner Bergmah, den iech durch mei Geigen ernähre. Freilich ists net viel mehr, als å bißl Brud un å Kukåhs: ober der liebe Gott gibt immer fer ån Tog genug, um fer'n nächsten sorgen wir net: do sorgt er wieder.

Güldberg.

Nun ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer guten Pflege genießen wird.

Jonas.

(Mit einem lauten Freudengeschrei — läuft ganz außer sich umher.)

O — h — das Gott erbarm! — das Gott erbarm! Mein armer Vohter! — nå, su åne Fråd wird her net überlåben — nå, iech kah net långer bleibn — iech muß'n hulen, iech muß'n herbrången — O — h der herze.liebe Vohter! O — h! (Läuft fort.)

Güldberg.

(Trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen.)

O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdanke ich diese Freude. (Er setzt sich.) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn und es herrscht ein rührendes Stillschweigen.) Du, lieber Wilhelm, (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt.) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! (Er umarmt Wilhelm von neuen, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt.) — O wäre doch mein Ludewig erst, wie du! — Wo ist er denn der leichtsinnige Junge?

Lore.

Lore.

Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zertreten, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Louise.

Da kömmt er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludewig.

(Ludewig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.)

Güldberg.

Warum kömmst du nicht näher, Ludewig?

Ludewig.

Ich kann nicht — lieber Vater.

Güldberg.

Warum nicht?

Ludewig.

Weil ich nicht verdiene, von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Güldberg.

Sagt dir das dein Herz? (Ludewig weint.) Komm zu mir! Ich weiß was du gethan hast.

Ludewig.

Nein — Sie können nicht alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Güldberg.

Weswegen?

Lude-

Ludewig. (Kann anfangs vor Weinen nicht reden.)

Ich — will Ihnen selbst alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut seine Uebersetzung zu zerreissen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güldberg. (Streichelt Wilhelm.)

Guter Junge!

Ludewig.

Da bat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlaubte, unten zu seyn, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stuhl und riß Schwester Loren nieder, daß wir beide auf die Erde fielen.

Güldberg.

Davon habe ich ja nichts gehört!

Ludewig.

Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Jettchen mit einer Tasse Milch, und unterdeß, daß die Andern abtrockneten, dachte ich nicht daran, und trank die übrige Milch aus.

Güldberg.

Und das Alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unschicklich sey?

Ludewig.

Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem kleinen Bergmann gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Violine entzwei.

Güldberg.

Und, was sagt dir denn dein eigen Herz indem du das Alles überdenkest?

Ludewig, (weint wieder heftiger.)

A — ach!

Güldberg.

Ich bin gewiß, daß du keins von dem, was du gethan hast, mit Fleiß thatest; du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Misvergnügen hast du dir und Andern dadurch zugezogen? Und wie viel ärger noch hätte alles ausfallen können, wenn nicht Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsicht, dabei beschäftiget gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können, der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen: und das durch dich — bedenke mal — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtsinn und Wildheit sind zwar selbst noch keine wirkliche Laster; aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludewig.

Nie, nie, bester Vater, will ich wieder so seyn!

Güldberg.

Gott gebe, daß dein Vorsatz dauerhaft sey. — Was soll denn die Tresse?

Ludewig.

Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand sie nicht; und ich hatte doch nichts anders.

Güldberg.

Nun darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt, liebe Kinder, jetzt wollen wir zu eurer guten Mutter gehen, und ihr sagen, was

heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludewig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen kann.

Weiße.
(Abgeändert.)

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie du gibst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!

Du gibst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann Saamen einzustreuen,
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen;
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeugt das Mark in seinen Aehren,
Und deine Wolken träufeln ihn zu nähren:
Das Mark in seinen vollen Aehren reift.
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
Dem Sämann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch und füllt die weite Scheune,
Er nimmt und sammlet froh und nennts das Seine,
So stolz und kühn, als hätt' er sichs verschaft;
Dann kommt der Mensch und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke;
Er nimmt und ißt, und geht einher in seiner Kraft.

Dann

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
Dann kommen deine Thier', und du gibst allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen!
Und neues Leben strömt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du gibst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! Schon auf Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Caroline Rudolphi.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinen schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.

Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!"

Was helfen! sagt der Grobian,
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!
„Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!"
Ich will nicht, sprach das Pferd.

Kurz,

Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim.

Der Löw' und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.

Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wüßt' er nicht; dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest ohn' Unterscheid:
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

Nur den, der gegen Andre mich zu reizen wagt,
Und den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
Den haß ich, kann vor Augen ihn nicht sehen;
Elender, fort! sonst ist's um dich geschehen!" *)

Gleim.

*) Die letzten vier Verse sind Zusatz.

Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.
Zu beißen hatt' er oft nur wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,
Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh
Durch laute frohe Morgenlieder
Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche faule Mann
Und hebt, wenn jener singt, voll Unmuth an:
Der Geier hole deine Lieder,
Du Stöhr — im — Schlaf, du Seifensieder!
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er zu Nachmittage kommen,
Und spricht: mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihr's an?
Ein jeder rühmt mir eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
Das kömmt im Jahr, (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzigmal.

„Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine weniger, der andre mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage.
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit wohl zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder.

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut
Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne blanke Thaler an,
Nur, daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann verspricht's; läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern heim und scheut,
Wie Diebesaugen, aller Blicke;
Ist ganz betäubt von seinem Glücke;
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld,
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht

In einem wohlbeschlagnen Kasten.
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Springt er erschrocken auf und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
Daß Sorge sich mit Reichthum part;
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden.
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin
Und spricht: Herr, lehrt mich beßre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt eure Thaler wieder hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder!

Hagedorn.
(Abgeändert.)

Im

Im Winter.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben:
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben.
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anitzt
Das Glück sogar das Nöthige versaget;
Den weder Kleid noch Dach beschützt,
Und der zu betteln doch nicht waget;
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Auf dem kein weiches Bett ihn deckt.

Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hülf ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Weiße.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihm der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann, kann selbst nicht gehen!
Doch scheints, daß du für eine Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt und sieht hinein:
Sieht sich und auch das Fleisch.

Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu seyn;
Sogleich nimmt ihn die Lust, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem; — weg war beides!

Ein Geitziger ist nimmer satt;
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Wittwe — wo? hab ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das meiste verloren hatte. Nur ein kleines Kapital war

ihr

ihr übrig geblieben, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch den Bankrott eines Kaufmanns, den man für sehr reich und für völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig; denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können: aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hülflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

„Nein, sagte sie daher (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen,) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.“

„Lohn brauche ich nicht; denn ich habe mir von Ihrer vormaligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammlet. Ausserdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe

Gott mich nur gesund: so will ich schon für uns beide Brod schaffen."

Die arme Wittwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erstere starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Wittwe war auch ihr reicher Verwandter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtin, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät: denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten.

„Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihre seyn!"

Sie erhielt sie; und alle, welche davon hörten, freueten sich über die Gerechtigkeit des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Lied eines Schiffenden,

nach überstandenem Sturm.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer;

Und

Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um uns her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus;
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluthen
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht
Flammenblitze nur zertheilten
Himmel, Wogen, und die Nacht.

Jetzt empor gehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft;
Wurden jetzt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluthen
Bäumten kühn sich himmelan:
Kindlich flehten wir den guten
Starken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter,
Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade —
Unergründlich, wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle!
Ueber uns ist Gottes Hand,
Bald vom hohen Maste schalle
Jubelruf des Wächters: Land!

Richter.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser ward einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber ging stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimplich, daß ich höflicher, als jener, bin?

Ein Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weiten nach.

Kaum

Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt; und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt man ihn.

„Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben:
So sollt ihr sehn, ich will euch schon vertreiben!"

Und muthig nahm er seinen Stab
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen:
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth:

„O sieh mal, Vater! das heißt stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht."

Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht.
Geh künftig ruhig fort: so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede.
Am klügsten ist, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

Gellert.

Nach Funks Abänderung.

Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheirathet hätte? Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. „Aber wovon?“ fragte der Alte wieder.

„Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben.“

„Ich weiß;“ fuhr der Alte fort; „aber ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter, wäre, und was Ihnen niemand rauben könnte?

Jüngling.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann.

So muß ich mich denn wohl deutlicher erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling.

Nein!

Edelmann.

Nun, so können sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem Andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter wird bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister war. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeit bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Eltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles Andere verloren geht! Dies wird überdem seinen vielfachen großen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon zu machen nöthig haben solltet.

C.

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmal,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?

Ist

Ist jemals eine Haut so schön bemalt gesehn?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glatt und schön.

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie gehts denn zu,
Frau Nachbarin,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal;
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleissest du:
Inwendig bist du Gift und Galle!

Gleim.

Reiselied.

Auf, nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh Unschuld übers Land,
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit,
Mit eintrachtsvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schaut um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,

In

In vollen Feldern, reichen Höhn,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und schaut der Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begehn.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß;
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O segnet seinen Fleiß!

Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;
Geduld und Muth bahnt euch den Pfad,
Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft und rauher Bahn;
Bald unmuthsvoll, bald wieder froh,
Bergab und Berg hinan;

Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jetzt von wilder Stürme Nacht
Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort,
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie an gewünschten Ort.

Allein der Muth'ge reißet sich
Fort, fort im kühnen Trab;
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab.

Und dringt dann in den Tempel ein,
Allwo Zufriedenheit
Und Glück in ew'gem Sonnenschein
Ihm Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntern Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Weiße.

Abendlied,

nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist:
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Saht ihr, wie heut am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und froh bei Milch und schwarzem Brod
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg' uns allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und wohl uns! — sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brod
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel.
Um einmal satt zu seyn.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;
Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf!
Nicht siegen unsern Sieg!
Den Kampf mit dieses Leben Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht!
Nicht öffnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht!

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstöhrt des Lebens Glück;

Und schreckt von jeder großen That
Den kranken Geist zurück.

Genießt denn, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ist's, mäßig seyn.
Genießt und mischet frohen Dank
Und laute Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thät'ge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichre Ruh umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

S.

Tim.

Eine Mecklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der Letztere hieß Tim.

Beiden ging es nur kümmerlich; denn ihr Verdienst wahr sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Tim hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie eine sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Eltern nach; ausser den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Eltern

durch

durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- und Abendbrods eben waren, da kriegten alle — die eigenen und des Nachbars Kinder — so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenn in dem einen Hause Mangel war: so gab das andere her, was es vermochte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Tim nicht hätte; so müßt' er oft hungrig mit seinen Kindern zu Bette gehen; und Weber Tim sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust ging Allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Tim mit seiner Familie daran nahm, vereinigte diese Leute noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das Eine war nicht nur beständig kränklich, sondern auch so gebrechlich, daß es ohne Hülfe eines andern nichts vermochte. Dieses Kind war für die Andern alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdem zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indeß, da die Mutter des Kindes, die es immer so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war: so nahm Tims Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heiße Dankthränen auf die Hand der Timmin, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte: daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thäte. Doch fühlt' er es auch, daß die

Last

Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heirathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; er wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern konnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Tim übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmt war — aber leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein bischen warmes Essen vorsetzen müßte. Nun hatt' er aber kein Stückchen Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Tim seine Absicht, und ging allein ins Holz, um sich ein bischen trocknes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Tim befremdete dies, weil der Schulmeister ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben würde. Er vermuthete indeß, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölz begegnet wäre, und ihn mit sich zu Hause genommen hätte.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten also Weber Tim nach ihm. Dieser wurde äusserst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hätte. Man entschloß sich, augenblicklich ins Holz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein,

Allein, welch ein gräßlicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken trocknen Zweig abzuhauen; hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genicke geschossen war, und er, von demselben zerquetscht im Baume hing.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesellschaft dauerte eine Weile fort, bis Tim sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunter bringen. Ich kann die gräßliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß Andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das bischen Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Tim, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein paar Tage darauf kam Tim zur Stadt; ging zu dem Beamten A . . ., und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdurft selbst brauchte; und dies Geschenk deswegen, damit er doch ihm die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möchte; er wolle sie gerne umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaubte, daß das nicht anginge, oder ihm zu viel werden möchte: so bäte er ihn um Gottes willen, (wobei die hellen Thränen ihm die Backen herunter rollten) ihm doch nur nicht das gebrechliche Kind zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Groß-

 muth.

muth. Er drückte gerührt dem edlen Tim die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben sollte. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Tim, daß er zu ihm kommen sollte, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithülfe zu erleichtern suchen — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt, was ihm angeboten wird, sondern es auch mit Wucher zurück gibt. Der Name dieses ehrwürdigen Mannes ist Ackermann.

Aus den Zeitungen.

Thomas Morus.

Die Tugend, meine Kinder, wird zwar schon in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt: aber zuweilen findet doch die weise göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeitlang Leiden aufzulegen, die sie zu einer größern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten müssen.

Es ist euch gut, dies im voraus zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von denen ihr euch bewußt seyn werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deswegen erzähle ich euch folgende Geschichte.

Thomas Morus war von redlichen, aber armen Eltern geboren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch machte er sich denn, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig ausserordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, denen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein Anderer hätte dadurch eitel werden können: aber Morus blieb nach wie vor der bescheidne Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der Uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können: aber seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmal darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um eurentwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung, mehr als einmal, ausgesetzt; aber er widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwieder zu seyn schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile einrichten möchte; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen:

„Wozu dieses Geschenk? Wenn Sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können alle Ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu Ihrem Vortheile zu entscheiden."

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der un-

unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an; nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied; bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmal zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. „Mein Vater! — o mein Vater!" Dies war alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

„Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich habe es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ungeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat."

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht anginge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden

an

an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und trug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, ging er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüst herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worinn er es zur Frömmigkeit, und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß Alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann noch beherzter zu machen, einen Spaß, den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte:

„Guter Freund, sagt' er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt: denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen.“

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

den 26. Jenner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz,
Bemalt den leichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Wintertracht
Die Flur im Silberschlummer lacht!
Des freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott, deiner Werke sind so viel;
Und deine Güte hat kein Ziel:
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn verhüllt in dichtem Moos
Die Blumen noch im Erdenschooß
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schaft.

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum
Wagt schüchtern sich die Knosp hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schaut den Tannenwald,
Wie er da steht, und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!

Er steht und trinkt vom Sonnenlicht
Und achtet all' des Sausens nicht.

Wer gab zu dieser Dämmerung, wer
Nur einen Zweig, ein Pflänzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt, Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Caroline Rudolphi.

Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er ging daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möchte.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm einzunehmen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie, als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnt' er sich nicht besinnen, daß

er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und Einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken beigesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagte ein anderer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er würde dadurch sich sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb wäre, und Alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel zu Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offnen Armen entgegen ging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundnen Dose. Dann bat er ihn, er möch-

möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wohl sagen; gestern konnt' ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterwegens eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jedermann gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuen, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten; und da diese versammlet war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde. —

* *
*

Diese Geschichte habe ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und —

es

es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

C.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht jemand kommen würde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam und setzte sich hinein; wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt, weil der Herr des Schiffes nicht da wäre, so wollt' er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur einigemal in dem Hafen auf und abschiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache.

Robert.

Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte.

Fi! welch ein Geiz für Ihr Alter! — den hätt' ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert.

Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen: so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Der

Der Unbekannte.

Es kann seyn, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Spatzierfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. — — Nun wohl, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse? Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert.

Ich habe nur Einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte.

Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert.

Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen seyn, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff ward unterwegens von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fez, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sclaverei leben. Man fodert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn als Juwelierer, und überdem suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nutzen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hinzureisen und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sclaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sey, und ließ allen Schiffsherrn, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte.

Bekommen Sie denn auch wohl zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sclaverei begegnet?

Robert.

Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu denen man ihn braucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattin und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte.

Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert.

Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte.

So! so! — Robert also, bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert.

Ja, mein Herr.

Der

Der Unbekannte.

Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besser Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmal danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechszehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese ausserordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken: aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indeß fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammen zu bringen.

Eines Tages, da sie eben im Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brod und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahn sie auf einmal — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

„Ach, meine Frau! Ach, meine lieben Kinder!“ rief er aus, und stürzte jedem um den Hals. „Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?“

„Seht, wie ihr mich ausstaffirt habt! Und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als

ich

ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe?"

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinne und Sprache verloren und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache wieder mächtig; sie umarmte noch einmal ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

„Siehe da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohns zu danken."

„Dieses edle treffliche Kind hat ohne Zweifel Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen."

„Siehe, wie er das Glück, dich wieder zu sehen, empfindet! Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen!"

Die Mutter fliegt zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Vermögen zu sprechen.

Der

Der Vater hingegen schweigt auf einmal ganz betroffen still; steht in Gedanken; wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, ohne durch irgend eine schlechte That erkauft zu seyn? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu seyn."

„Beruhigen Sie sich, mein Vater, antwortet der junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth."

„Nicht mir, nicht uns allen haben Sie Ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! Jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!"

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater ward dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, gingen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohns gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu ent-

entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen spatzieren ging. — „Ach, mein Schutzengel!“ war alles, was er aussprechen konnte; und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Bewußtseyn niederfiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragte er ihn um die Ursache dieses seines Zustandes.

Der junge Robert.

Ach, mein Herr! können Sie darnach fragen? Haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wiedergaben?

Der Unbekannte.

Sie irren sich, mein Freund! Ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen; denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier. —

Der junge Robert.

Alles das kann seyn; aber sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren; daß Sie im Hafen spatzieren fuhren und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen; was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter einer ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht: theilen Sie ihre Freude, vermischen Sie die Thränen

Bayerische Staatsbibliothek München

Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit. Kommen Sie! —

Der Unbekannte.

— Gemach, mein lieber Freund! Ich hab' es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Robert.

Nein, mein Herr, ich irre mich nicht! Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann. —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fort zu ziehen, und das Volk versammlete sich um beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaftern und gesetztern Ton an. „Mein Herr, sagte er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich da der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen? Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eignes Werk zu betrachten."

Hier raffte der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu so einer ausnehmenden Wollust, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks den starrsehenden Augen des jungen Roberts, und hinterläßt der erstaunten Menge das

Bei-

Beispiel eines Edelmuths, dergleichen es noch nie gesehen hatte.

Der junge Robert war ausser sich. Man sah sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strom wohlthätiger Thränen ihm Linderung schaffte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz von ohngefähr, daß er der Präsident von Montesquieu gewesen sey, einer der vortrefflichsten Französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber die einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, das besser mir
Seine Welt gefalle. —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer alle.

Einen Vater in der Höh,
Der uns alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Waizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt ich nicht in dieser Brust,
Bruderliebe brennen.

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden;
Blieb ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden:

Glücklich könnt ich dann nicht seyn,
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag es wonnevoll,
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seyd ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen;
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen;
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder,
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse;
Der Entrich besuchet die Flüsse;
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime;
Nun prangen mit Blättern die Bäume;
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen;
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen;
Nun rufen euch laute Schalmeien,

Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet und jauchzet im Sprunge;
Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
Das leichtere Mädchen empor.

O freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings; bald flammet die Sonne
Euch näher in heißerer Glut.
Nie reize die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude,
Gesundheit und fröhlicher Muth.

Hagedorn.
(Abgeändert.)

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu:
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Gold,
Des Glück — wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch? —
Ich wünsche nichts von alle dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hülf mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist wünscht nicht sehr:
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr sind obendrauf,
Ein sehr zerbrechlich Glas,

Der

Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er was ich bin.

Claudius.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher,
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Fluth herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt:

„D

„O wie schön
Ist jetzt die Gegend! Sieh den Schwan,
Sieh, wie von seiner Brut umringt,
Er in die rothe Fluth sich taucht!
Wie heimlich flüstert dort am Strand
Der schlanken Espen zitternd Laub;
Und o wie reizend wallt die Saat
In sanften grünen Wellen fort!
O was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles; und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!"

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebenlang,
Wenn du nie von der Tugend weichst,
Und wenn nicht wilde Leidenschaft
Der Schönheit sanft Gefühl in dir
Zerstöret. —
O Geliebtester,
Ich werde nun in kurzen dich
Verlassen, und die schöne Welt,
Um in noch schönern Gegenden
Glückseliger, als hier, zu seyn.
O bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden!
Gib gern von deinem Vorrath, gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sey arbeitsam!
Erheb dein Herz empor zu Gott,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der alles uns zum Besten lenkt.
Wähl lieber Mangel, Schand und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.

Ruhm,

Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
Und war stets glücklich. Und wiewohl
Ich achtzigmale schon den Wald
Um unsre Hütte grünen sah:
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud und Lust.

Zwar hab ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen, ach! der Thränen viel,
Und alles, alles schien mir schwarz!
Auch faßte oft mich auf dem Meer,
Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen hoch empor.
Dann stürzten donnernd sie herab;
Ich stürzte mit, und meinte dann,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein furchtbar Grab sich öffnete.

Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell:
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sah empor
Aus seiner Höhl' in tiefer See;
Und alles Volk des weiten Meers
Spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust.

Jetzt wartet nun
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht,

Der

Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen, seyn.

O Sohn, sey fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt stets diese Welt dir schön.

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm und sprach:
Nein, Vater, nein! du stirbst noch nicht;
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.

Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Kleist.

Die Veränderung dieses Stücks rühren größtentheils von Herrn Funk her.

Die

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Seelsucht oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Elster nach:
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön
Vor unsern Stöffen allen!
Allein die Krähe kann sie sehn
Von Misgunst unbefallen.

Wann denkt der muntre Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt was er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Misvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stöhren.

Fuchs.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich seyn,
Keine Weis' und keine Sitte hören:
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren!

Denn er kommt mit seiner Freudenschaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen!

Claudius.

Christel,

bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
Ja, macht auch wohl Vergnügen,
Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
„Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Unterthan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel und Leib geschieden?"

„Was

„Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Handvoll Asch und Staub
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!“

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket;
Zu sagen: „Güt'ger Himmel mein!
Wie schön muß wohl nicht jene seyn,
Die Gott den Frommen schenket?“

„Schon diese, wahrlich! ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das bischen Ungemach,
Das auch wohl Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!“

„Denn lohnt nicht der, der sie erschuf,
Dies kurze Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Unterthan,
War er nun hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?“

O wenn ich dieses so bedenk,
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Christel heiß!
Jetzt gleich der Tod herüber;
Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
Faßt ich ihn bei der Knochenhand,
Und fragt' ihn: willst mich, Lieber?

v. St.

Der Phönix und die andern Vögel.

Der Phönix zeigte sich,
(Ihr wißt, in hundert Jahren
Sieht man ihn einmal nur) gleich sammelten die Schaaren
Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltnen Gast. Die Elstern und die Staaren
Die schwatzten viel von seiner Schönheit und Gesang;
Der Rabe lobte sein Gefieder,
Von seinem Scharfsinn schallt' das Lob der Eule wieder,
Und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.

Die Neugier ihn zu sehen, reizt' auch die Turteltaube.
Sie staunt ihn an — dann girrt sie ihrem Tauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,
So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu seyn?
Er ist ja, — armer Phönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Aus dem deutschen Merkur.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wärmres Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; mit Recht trift also mich
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'?
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?
Indessen weht
Ein guter Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn, sah er das beßre Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab'.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur.
Beim Ziel der Reise gibts ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Kleist.

Die Freundschaft.

Soll ich mit finsterm Blick und träge,
Tief in mich selbst verhüllet, gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen

Den

Den guten frommen Wandersmann;
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu seyn, genießen?
Es ist so reizend, seinen Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren!
So reizend mit geschlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen, sich zu führen;
Dem Durstenden aus hohler Hand
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Und Wanderern Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und ihm zu Liebe gern verweilen,
Sein Führer und sein Schutz zu seyn.
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen,
Bei jedem sauern Lebensgang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.
O Freundschaft, erstgebornes Kind
Des liebevollesten der Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen,
Dem hoffnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labirinth,
Was wär es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh ich, wohin du führest, mit.

Als Knaben hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt;
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt!

Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust:
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust.
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu.
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
Muntres kleines Thier!
Alle deine Freuden
Schöpfest du aus dir.
In der engen Klause
Ist dir herzlich wohl,
Findest du zum Schmause
Nur dein Näpfchen voll.

Dann bist du geschieden
Von der ganzen Welt,
Gönnst ihr Krieg und Frieden,
Wie es ihr gefällt;
Hüpfest hin und wieder,
Neidest keinen Thor,

Singest deine Lieder
Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
Deine Ruhe nie;
Obs gleich niemand höret,
Singst du spat und früh.
Und wenn alle Weisen
Weit und breit umher
Vor dir stehn und preisen,
Gibst du doch nichts mehr.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auch zu seyn,
Solch ein Vorschlag wäre
Mir nun wohl zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenkt der Himmel euch;
Seyd uns auch daneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß *),
Eurer freien Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen;
Lieber Vogel, das
Möcht' ich auch studieren,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

*) Diogenes.

An ein kleines Landmädchen.

Kleiner Engel, Schooßkind der Natur,
Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
Hüpfe, süßes Mädchen, hüpfe hin
So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
Wiegte dich im stillen Hain der Liebe,
Nährte sorgsam deine zarten Triebe;
Und so nahm dich deine Mutter hin
Aus dem Arm der hohen Pflegerin.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Aeugle nie, gleich andern Bäuerinnen,
Nach den übertünchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Overbeck.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt alle ihn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!
Es neige sich der Tannen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr

Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blitzstrahl traf,
Eu'r Dampf sey Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himmel Widerhall
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als alles, hochbeglückt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wann's schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freud' und Gnügsamkeit.

Er=

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Frohlocken laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad' des Meers und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehen.
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

Kleist.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß:
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin;
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebannt,
Zieht die Weisheit durch das Land;

Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur schüchtern ihren Gruß.

Selig, wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht:
Sey er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie treu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein;
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall;
Garten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer;
Und die hohe Führerinn
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pflegt in ihm der Tugend Keim,
Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Wohlthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegränzt sich ihr ergibt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und des schönsten Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib bescheert,
Das er wählte; seine Wahl
Krönen Freuden ohne Zahl.

Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling.

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Tugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen malt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es verrann, das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Misgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du mehr, als Städterobrer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich himmelan
Zu dem, der dieses Himmelszelt,

Die

Die Sonn' und tausend Sterne dran
So stattlich schön dahin gestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
„Schön ist die Welt, schön um mich her,
Ach! aber ich entehrte sie,
Und mir, — mir ist sie freudenleer!"

Dir zwitschert jede Kehle Lust,
Die froh den dunklen Hain belebt!
Vom Danke schwillt die hohe Brust,
Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
„Mir ist die Seele rein, wie du."
Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fleußt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Von einem ungenannten Jüngling.

Von einem jungen Verbrecher,

der sein eigener Ankläger ward, ohne es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender trauriger Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohn eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahr des Kindes die Freude, seine Hoffnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühete der muntre Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und alle, die ihn sähn, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben würde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hoffnungsvollen jungen Menschen eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen fingen an, zu erblassen; seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden feucht und trübe, und unter denselben zeigte sich ein durchschimmernder blauer Kreis, der ein Zeichen eines geschwächten Körpers zu seyn pflegt.

Daneben ward er träge, unwillig zum Lernen, unlustig zum Gehen und Arbeiten, und so furchtsam, daß er durch die geringste Kleinigkeit erschreckt werden konnte. Auch sein Gedächtniß war nicht mehr halb so gut, als es voher gewesen war; was er heute lernte, war morgen schon wieder vergessen.

Lauter schreckliche Anzeigen, daß der junge Mensch mit einem Laster bekannt geworden seyn müsse, welches so schändlich und so verderblich ist, daß gute Menschen nicht einmal den Namen desselben ohne Schaudern aussprechen oder hören können.

Es besteht aber dieses abscheuliche Laster in einer wollüstigen Beschauung und unzüchtigen Betastung und Reizung eines gewissen Theiles unsers Körpers, den die Ehrbarkeit deutlicher zu beschreiben verbietet; ein Laster, wovon die Erfahrung und die Aerzte schon längst bewiesen haben, daß es die Gesundheit des Leibes und des Geistes auf die allerfürchterlichste Weise untergräbt.

Der liebreiche Vater des jungen Menschen, der die künftigen Folgen davon mit Schrecken voraussah, suchte ihn durch die rührendste Vorstellungen und durch das Versprechen einer gänzlichen Verzeihung, zum Geständniß zu bewegen. Aber umsonst!

Der junge unzüchtige Verbrecher hatte sein Laster zu lieb; hielt die Gefahr, die sein Vater ihm vorstellte, für erdichtet, weil er bis dahin noch nichts schmerzhaftes davon empfunden hatte; und hoffte seine Schandthaten so heimlich fortsetzen zu können, daß kein menschliches Auge sie zu entdecken im Stande wäre. Daß aber dennoch das allgegenwärtige Auge Gottes ihn bemerken werde, daran dacht' er nicht. Der Unverständige!

Einige Zeit nachher hatte er dasselbe abscheuliche Laster kurz vor dem Einschlafen begangen. Kaum war er darüber eingeschlummert; so hörte ihn sein Vater, der in dem Nebenzimmer war, mit vernehmlicher Stimme im Schlafe reden.

Er trat näher und da vernahm er deutlich, daß er von diesem seinen eigenen verabscheuungswürdigen Laster sprach. Er redete davon so vernehmlich, und gab solche besondere Umstände an, daß ihn der Vater des andern Tages überführen konnte.

„Höre, sprach er darauf zu ihm, du bist nun überwiesen. Hättest du mir dein Laster freiwillig gestanden, wie ich dich oft gebeten habe, so hätte ich gehofft, dich durch meine väterliche Ermahnungen bessern zu können. So aber bist du zu gleicher Zeit ein ungehorsamer Sohn, ein halsstarriger Lügner, und ein abgehärteter Bösewicht gewesen."

„Solche Kinder können von ihren Eltern allein nicht gebessert werden. Wenn also Besserung überhaupt noch bei dir möglich ist, so kann sie nur durch anhaltende sehr empfindliche körperliche Schmerzen, unter der Peitsche fremder Zuchtmeister, bewirkt werden."

„Ich schicke dich daher ins Zuchthaus, wo du so lange bleiben sollst, bis ich Ursache zu glauben habe, daß du zu Erkenntniß der Schändlichkeit deiner Laster

gekommen seyst, und künftig sie von ganzem Herzen verabscheuen werdest."

Ehe diese Strafe an ihm vollzogen wurde, ließ der Vater seinen Gesundheitszustand von erfahrnen Aerzten untersuchen. Diese fanden, daß alle seine Nerven schon so geschwächt, und alle Säfte seines Körpers schon so äusserst verdorben waren, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang seyn würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeihen konnten.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich ward in England ein Offizier von einem andern zum Zweikampf herausgefodert, welcher ein Schottländer war, und behauptete, jener habe von der Schottischen Nation beleidigend gesprochen. Beide waren Männer von bekanntem und bewährtem Muth.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

„Um meine und meines Vaterlandes Ehre!" antwortete dieser.

Nein, versetzte jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog, hierum! Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick: denn Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich ging, und dem Andern freundschaftlich die Hand reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Bei-

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

Aus den Zeitungen.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch die bangen Fluren.
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen Spuren!
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Würgers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe, ihm entfliehn des Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Gebirgen schwellen,
Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit einem düstern Schleier,
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hüllt er ihren Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ersäuft das holde Thal.

Ach!

Ach! da schwimmen Hütt' und Garten, es ertrinken Hirt und Heerde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.
O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen deine Macht;
Laß die Sonn' uns wiederschauen, nimm sie von uns, diese Nacht!

Nahe sind wir dem Verderben! — Doch, wer rief dem wilden Sturme
Aus der heimlichen Behausung? Wars nicht Gott? Geziemts dem Wurme,
Den er Mensch heißt, wohl zu richten über seines Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub und schweige und verehre seinen Rath!

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkenneten sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wundervoller Plan,
Strömt ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thauen läßt er es und regnen,
Linde Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu segnen;
Und der West, der Thau, der Regen, seiner Sonne mildes Licht
Sind die Boten seines Segens: aber sinds die Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dienen seinem Willen,

Frucht-

Fruchtbar seine Welt zu machen, und mit Gütern zu erfüllen;
Winterfrost, wie Frühlingssäuseln, lichter Tag wie dicke Nacht,
Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Huld wie seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er gibt uns dafür Leben —
Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal übergeben,
Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich unser Muth. —
Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm kommt, das ist gut!

Caroline Rudolphi.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei,
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen;
Begann ihr Werk, und sah dabei
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedene Vögel mancherlei
Zu Nestern sich zusammen suchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Er hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug zur Hütte spann.

„Die

„Die armen Vöglein! — hub sie an,
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht alles her, und steht das Nest:
Dann neue Sorge! stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf, und jammern; kurz
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen!
Da kann ich ohne Stroh und Leim,
Nach eigner Lust Gezelte stricken,
Erwarte Fliegen drinn und Mücken,
Und sitz' in mich gehüllt, daheim.
Ich zittre nicht, daß einer mich verjage,
Weil überall ein Winkel ist,
Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
Ich alles Meine bei mir trage."

Der Hänfling war so eben recht
Auf einen nahen Ast gekommen;
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: liebe Nachbarinn!
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauren
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Wald' es bin.
Uns aber mußt du nicht bedauren.
Im grünen Walde gibt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns lauren;
Wir zittern oft: jedoch wer nie will trauren,

Hat

Hat keine Freuden auch; bedünkt es dich nicht schön,
Aus freier Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,
Doch ist es Wonne, das zu finden;
Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herrlichkeit.
Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bange,
Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergange,
Und froher sang ich dann durch Büsch' und Bäume hin.
Ich dächte, liebe Nachbarin,
Wir nutzten das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Jacobi.

Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Leben des englischen Viceadmirals

John Byron.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahin fließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht; und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt habt, zu lernen, wie nöthig es sey, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Eltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßer Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird. —

John Byron, jetziger englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben ließ. Um seinem Vaterlande so früh, als möglich, zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, ohnmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten im Stande sey. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen: so verdienen sie für alle junge Leute, als ein Spiegel, aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre ging er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen der Eskader, mit welcher Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch der Eskader so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge la Maire, unten an der südlichen Spitze von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte und bald nachher durch einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Demohngeachtet wollte der Kapitain versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, die ganze Eskader wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihn von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch

such anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich, als den Uebrigen, vorkam.

Er wurde gar bald, wiewohl zu spät, von seinem Irrthume überzeugt, und befahl, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Herr Byron sagt: er habe hierbei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeusserungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. ging auf dem Verdeck herum, schwung seinen Hirschfänger und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten könnte. Es gelang ihnen; sie liefen in eine Oefnung ein, klemmten das Schiff zwischen zwei Felsen, und kapten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert: denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Oede und unfruchtbar war alles, was sie sahen, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimal 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wilden Selleri; ein kärgliches Frühstück für 140 Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern auch sogar die See, welche so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschaft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbei kamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren.

Einige Indianer, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas weniges von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theils der Schiffsmannschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das alleräusserste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nämlich gegen ihren Kapitän, kündigten ihm allen Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrathe der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit dem Verlassenen das Aeusserste dulden, als mit diesen unbarmherzigen

zigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu seyn. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel wären. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Der Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt, hat man in der Folge den Namen Wagers-insel beigelegt.

Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben:

Byron hatte einen kleinen indianischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein lieb gewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byrons Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, ihn doch leben zu lassen: aber vergebens! Sie nahmen ihn mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzt' er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halbvermoderten Pfoten und dem Felle, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Größe ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens Phips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie darauf, statt eines Fahrzeuges, um in die See zu fahren,

und

und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitain war willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge, hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht der, der zwischen möglicher Todesgefahr und gewissem Hungerstode zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Aber nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise herumgetrieben wurden, sahen sie sich genöthiget, nach Wagersinsel zurück zu kehren; weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herum zu kommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verlohren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Parthei Indianer in zwei Böten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiff gerettete Eisenwerk geben wollten, wenn er sie durch die Bay's und Buchten führen wollte, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften sich darauf abermals ein; aber es waren ihrer jetzt nur noch dreizehn.

Diese ihre Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wohl schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinauf zu arbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer herunter sank. Der Kapitain wollte ihm keinen Bissen Essen

ge-

geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte: so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben, verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie einsmals sich in die dicken Moräste des Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lende hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdeß sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indianer der Barke, und ließen den Kapitain, Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu seyn. Aber gerade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nemlich ohne Trost und Hoffnung da saßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indianern. Man winkte ihnen, und sie kamen an Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strom hinauf zu fahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Zwar

Zwar sah es um die Errettung noch sehr mißlich aus: denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äusserst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, mit dem sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichling Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund seyn, sie zu unterdrücken; weil gerade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es sey, wenn man gegen allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine noch übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen: so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitain glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieser Insekten auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sahe, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Steine darauf, in Hofnung, Hunderte auf einen Strich zu tödten.

Wessen Zartgefühl sich gegen diese Erzählung empört, der denke doch, daß es der würdige, der feine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr daran litte, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmal in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann, (wohl übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art, als wir,) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte etwas zu tragen;

gen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stück von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitain gehörte. Dieser Weg ging durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an den Leib hinein sank!

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worinn er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein, da der Kapitain ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verlohren hätte, ging er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten krigte. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er in einiger Entfernug etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hineingehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein; und da die Wilden, die er darinn fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten; so schifft' er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen den armen Byron in einer dunklen und traurigen Wüste im starken Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln

fan=

fanden. Aber so verhungert Byron auch war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammlen zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indianer plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben, nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdeß von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben: und ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Parthei Indianer gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Monat Junius, also dort mitten im Winter, als sie landeten; und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indianer nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten als essen. Herr Byron sagt: der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthal-

ten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen wären, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen, würde zu weitläuftig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt wurden; bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurück zu kehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie endlich glücklich wieder zu London an.

Eben dieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glücklich zurück führte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

Aus öffentlichen Nachrichten.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb ich wieder?
Seh die Schöpfung, preise dich?
Sank zum Staube noch nicht nieder?
Freue deines Lebens mich? —
Laut erhebe sich mein Dank,
Werde froher Lobgesang.

Werde Lobgesang, und töne
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimme; töne
Zu dem Säuseln auf der Flur;
Lob ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in finstrer Nacht!

Großer Vater, ja ich preise,
Voll Bewundrung preis' ich dich:

Mäch-

Mächtig bist du, gütig, weise;
Und liebst mich so väterlich!
Denn von dir, mein Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geweckt.

Schöpfer, Vater, o! wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich!
All mein Thun sey Lobgesang,
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir!
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Und nicht voll Bewundrung stehen,
Voll Entzücken über sie;
Dann, o Vater, werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich.

Caroline Rudolphi.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann,
Noch mir des Neides werth,
Der nun mit prunkendem Gespann
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär' es sein Pallast;
So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
Zum Fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutterfeste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und des sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
Oft sie zu schauen ging,
Bevor ein lauer Frühlingsmond
Die erste Blüth empfing.

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebessorge jedesmal
An seine Bäume dacht';

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süßer Hoffnung voll,
Und nun, der reichen Erndte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groß
Gewünschet und gepflegt;
Die Birn mit Lachen in den Schooß
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,

Mit Backen frisch und roth, daß kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
Die Wittwe sich, und blinkt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem keiner Früchte pflückt.

Weil er die Wittwe trösten kann
Mit dem, was Gott bescheert:
Deswegen lob' ich mir den Mann,
Und halt ihn neidenswerth.

Jakobi.

Am Fenster

bei Mondschein.

Nacht und Still' ist um mich her,
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt;
Tausend Sorgen eingewiegt;
Und so manchem Leidenden
Zeigt ein Traum Elisien.

Jede marternde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wohl um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Immer, Glück, mir gilt es gleich,
Mache Andre groß und reich;

Denn

Denn von allem, was du hast,
Raubt mir nichts der Seele Rast.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur;
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis an's Grabes Rand:

O was wünsch ich dann wohl mehr?
Rings blühn Freuden um mich her;
Und mit frohem leichten Sinn
Blick' ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein grosses Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörigte Leidenschaft besiegen könne.

„Während der Kriege unter der Königin Anna Regierung stand ich als Fähndrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war."

„Kaum konnt ich mich entschliessen, einige Stunden vom Spiele abzumüssigen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhaufen, und hörte das Geprassel der Würfel."

„Mei-

„Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.“

„Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur schönes und bewundernswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen.“

„Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wär er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so sehr verwilderten Gemüthe, niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen.“

„Eine Zeitlang spielt' ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!“

„So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mirs, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt in diesem meinen Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.“

„Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war unterdeß so un-

glücklich im Spiel, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor."

„Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen."

Wie? antwortete dieser: ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerke leihen? Nein, mein Herr; Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten."

„Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich äusserst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf."

„Und nun stellte sich mir mein traurigen Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund. — wie sollt' ich die Rekruten zum Regiment schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte: was konnt' ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassiert zu werden?"

„Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müssiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer."

„Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die

Adjutantenstelle beim Regiment verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde."

„Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente seyn: und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?"

„Indem ich in der äussersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitain, der mich kurz vorher so hönisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit der größten Kälte und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten."

„Er fragte mich: wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen sollte."

„Sogleich stand der Kapitain auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Freund! Ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: M ü s s i g g a n g und S p i e l sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu ihrem Dienste."

„Da,

„Da, fügt' er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten."

„Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

„Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte; so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich."

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzu zu fügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müssiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit sey.

An den Schlaf.

O du sanfter erquickender Engel,
Steige von deinem Hügel herab,
Und bedecke mit leisem Gefieder
Die Augen meiner geliebten,
Ewig geliebten Freunde.
Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen
Und laß erst im Busen mich forschen:
War ich des heutigen Tages auch werth? —
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
(Meine Versehn, o die werden verziehn!)

Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
Dann meinen innigsten Dank hinauf,
Still zum Himmel mich seufzen.
Süßer, erquickender, holder bist du,
Wohnt hier erst die Ruhe,
Lispelt mein eigener Engel erst
Beifall und Trost.

Caroline Rudolphi.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der hieß Diogenes; ein höchst sonderbarer Mann! — Er lebte ganz ausserordentlich mäßig; kehrte sich an keine Gebräuche; handelte dadurch manchmal wider den Wohlstand; that aber übrigens sehr viel Gutes, und keinem etwas zu Leide.

Einstmals begegnete ihm Kriton, ein junger Mensch, den er liebte, weil es ein guter unverderbter Jüngling war. „Wo willst du hin, Kriton? fragte Diogenes; „du bist ja so geschmückt!"

Zum Klinias, antwortete der Jüngling; Klinias gibt diesen Abend seinen Freunden ein Gastmahl; er hat auch mich dazu eingeladen; es wird da herrlich hergehen.

Diogenes.

Das glaub' ich wohl; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton.

Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes.

Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton.

Wie so, Diogenes? Warum sollt' ich nicht einmal recht vergnügt seyn?

Diogenes.

Das sollst du nach meinem Wunsche immer seyn; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen. Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton.

Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt seyn. Verführen werd' ich mich nicht lassen.

Diogenes.

Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und gehe wieder zu deinen Eltern zurück.

Kriton.

Ich kann nicht, Diogenes, ich habe einmal mein Wort gegeben.

Diogenes.

Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahl gehen!

Der Jüngling wollte noch dieses und jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arm, und führte ihn zu seinen Eltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagt' er zu ihm unterwegens, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch; morgen früh werd' ich wieder bei dir seyn.

Den andern Morgen ging Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem jungen Freunde, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruß der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagt' er zu ihm:

„Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihnen unsern Besuch abstatten."

Kriton.

Sehr gern, Diogenes; ich würde dich darum gebeten haben, wenn du mir es nicht selbst angeboten hättest; darum hab ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes.

Freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns im freien Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton.

Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes.

Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mit schlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch

immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit ins Feld, durch schattige Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können.

Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte; aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit verdorben hatte. Er hatte daher den Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heitrer wurde. „Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so bloß durch ihren Anblick alle unsere kleinen Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spatziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton.

O ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sey jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz unrecht; aber ich war doch nicht

eigent-

eigentlich böse auf dich; du meinst es ja so gut mit mir; ich war nur unruhig.

Diogenes.

Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton.

Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich seyn mußtest.

Diogenes.

O, das wirst du bald deutlich einsehen; und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, wovon ich vorher sagte: die Erquickung deines Körpers, die Erheiterung und Erhebung deiner Seele, die Besänftigung deiner Leidenschaften; kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns her liegenden schönen Natur? Du siehest auch ein, daß alles dieses nicht blos vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so geradezu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben darnach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton.

Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem allen nicht recht überzeugt sey?

Diogenes.

Das nicht, mein Lieber! sondern mich dünkt nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörigte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton.

Auch das, Diogenes; auch das gesteh ich.

Diogenes.

Nun, so gestehe auch, daß Klinias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörigte Menschen sind.

Kriton.

Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen schönen Morgen genießen?

Diogenes.

O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwol fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsere Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht brauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Augen entzieht und wieder darstellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist bloß natürlich, daß, wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafe oder wenigstens verträume; es ist bloß natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit mißbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe.

Kriton.

Aber, Diogenes, Wein und Tanz, und Musik sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Dio-

Diogenes.

Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfachen, für unser ganzes Wesen so wohlthätigen Freuden der Natur, wie durchaus unschädlich, wie unbedenklich ist ihr Genuß! — Berausche dich in ihnen, wenn du kannst; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch seyn, je mehr du deine Seele allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genuß jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen, oder laß dich gar von ihnen hinreißen: und du bist mehr oder weniger ein verworfner unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dies leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich hier eifre, nur eine Gefährtin, und zwar eine gemißbrauchte Gefährtin ist.

Du siehest wohl, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gerne nehmen lassen; möchtest du nicht gern in diese Klasse gesetzt wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurück nehmen.

Der Tanz — so wie er nun einmal von unsern Musikmeistern gemodelt und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstöhrt den Körper eben so unausbleiblich, als

der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstöhrt er ihn noch weit plötzlicher. Alle seine Bewegungen sind so gewaltsam; die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit zum Genuß desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Misbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst seyn müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide miteinander verbunden werden!

Kriton.

Aber, Diogenes, sollt' es denn nicht möglich seyn, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollt' es nicht möglich seyn, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes.

O ja, mein Lieber! wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du die Anstalten so triffst, daß weder dein Verstand noch dein Wille frei bleiben? Wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt!

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wohl, wenn man allein tränke und allein tanzte. Aber da allein trinken nun einmal so traurig, und allein tanzen gar lächerlich ist; da beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zur gesellschaflichen Vergnügung, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreude zu schmecken, gemacht wird: so ist unsre Pflicht hierbei nur dieses, daß

wir

wir die Vergnügungen nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund, sind wir gerade auf dem Punkte, worauf es eigentlich zwischen uns beiden ankömmt: denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftliche Freuden zu ihrem und Anderer Verderben misbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus; jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit; jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Vergnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen.

Denn was meinst du wohl, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank; je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeit niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre; keiner der nicht zur Zerstöhrung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hätte; keiner endlich, der heute zu irgend einer edlen Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürte.

Siehe Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, denen ich dich gestern entreissen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit nur erst von Einer Seite gezeigt.

Kriton.

Ich erstaune, Diogenes, über alles, was du mir da sagest. Aber ich kann nicht glauben, daß Klinias

und seine Freunde, die mir solche feine Leute zu seyn scheinen, so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes.

Freilich, mein Lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, denen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich misbrauchen können: und wohl dir! wenn dir es recht sehr unbegreiflich scheint!

Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwol, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachtet hat, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einem Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch, was brauchst du mir hier aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurück gehen: unsere Leute werden alsdann wohl aufgestanden seyn.

Kriton.

O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thörigt gehandelt haben sollten.

Diogenes.

Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns um deshalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äusserliche Gewalt, oder durch innerliche Stockung, gehemmt sind, siehe, das ist eins!

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in der Stadt zu seyn; und so gingen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unter-

terwegens bezeugte Diogenes dem Jünglinge seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehöret hatte; und dieser hing nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohns, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sey.

Eine Zeitlang ging er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

„Sage mir doch, Diogenes, fing er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß das Anschauen und der Genuß der Natur sie mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?"

Diogenes.

Eben dieselbigen, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei dir angestellt hast, und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsiehest; nämlich die Betrachtungen über die Größe, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berichtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie die Erkenntniß unserer Pflichten unmittelbar mit sich führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zu-

friedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich seyn können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse, — und behalte es als eine große Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt, — so wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann durch diese Erkenntniß in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden; so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses alles nur so aus einer von mir erlernten oder erbettelten Weisheit daherströme, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblick der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich öfters und anhaltend damit beschäftiget. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton.

O ja, Diogenes! Ich bin niemals im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen, und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht; wie kömmt es doch, daß nicht

alle

alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden?

Diogenes.

Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein seyn, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und laß es dir durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst dienen, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stelle der Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen simpeln, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weiten nicht so innig empfinden, als zur Hervorbringung jener heilsamen Wirkung nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen Natur das denken und das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wär es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannichfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommnung seiner selbst anschauen könnte?

Kriton.

O wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn!

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher offner Wagen, auf welchem eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart auf der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblicke stürzte ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde — denn im Wegspringen hatte das Rad an seinem Kleide gestreift, und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten hätte? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumph das gerettete Kind der herzueilenden Mutter entgegen hielt, da stand er, wie wonnetrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude malte sich auf seinem ganzen Gesichte.

„Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling, er wird einst dein herrlichstes Geschöpf seyn!“

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings,

und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mir so herzlich liebkosest? Habe ich denn etwa so was Ausserordentlkches gethan?

Diogenes.

Nein, nein, mein Bester, du hast bloß wohl gethan. Ich sollte dir sogar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit vorhalten, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsere Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jetzt nicht in der Fassung; es wird sich schon ein andermal dazu Gelegenheit finden.

Kriton.

Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jetzt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe; aber in dem Augenblick dacht ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich mich ein wenig beschädiget hätte? Das Leben des Kindes war doch in so augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes.

Wohl, wohl, mein Lieber. Wir wollen diese Materie ein andermal vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war um die Zeit, wo Tausende im Schweiße ihres Angesichts ihr Mittagsessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich noch, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jüngling, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton.

Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzt.

Diogenes.

Nun, nun, sey darüber unbesorgt; meine Frage war nicht ernstlich. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurück gäbest, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurück nehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herrn aufsuchen. Klinias selbst ist uns wohl hier der nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie gingen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritt that ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßlich sey; und so mußten sie unverrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes, der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwatzhaften Bedienten herauslockte, — daß ihre Herrn erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen wären, und sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zwei von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der zur Abwendung der dringendsten Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wohl, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem lieben Jüngling. Wir sollen keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht, einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten; und das soll Xenofant seyn, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Aber ich werde mich schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten. —

Xenofant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die vorigen; denn Diogenes und

sein junger Gefährter waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie sogleich anmeldete, aber auch zugleich mit der ungeschickten Antwort zurück kam, daß sein Herr nicht zu Hause wäre.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah: sage deinem Herrn, es sey Diogenes, der ihn zu sprechen verlange, und der ihm von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sey, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort ging der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Vergib mir, Diogenes, rief ihnen Xenofant aus seinem Bette entgegen, daß ich mich erst habe verleugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befinde mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag niemanden sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärest —

Laß das gut seyn, Xenofant, fiel ihm Diogenes ins Wort, denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsre Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen, oder bloß Unwahrheiten gesagt haben.

Xenofant.

Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich alles so ernstlich nimmst.

Diogenes.

Nicht doch, Xenofant, ich nehme es sehr gelinde, denn ich verlange nicht einmal deine Entschuldigung.

Aber laß uns nun zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahl gekommen ist: denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegens war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut seyn, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenofant.

Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, jemanden mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu seyn; und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes.

Wie er sie aufnehmen wird? — O der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll, so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verführer der Jugend ansehe, denen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Tugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenofant.

Du vergißt dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes.

Ei! wie sollte ich das nicht wissen? Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenofant.

Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es bloß lächerlich, daß du dich um Sachen bekümmerst, die dich nichts angehen,

hen. Denn was gehet es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes.

Nun, nun, das ist noch das beste, was du thun kannst: denn es ist bloß kindisch, böse zu werden, wenn man unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, fragst du? Eurentwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es nun wohl zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverderbte Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele wie euren Körper schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstöhrt, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens misbraucht — das möcht ihr, wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt; und dann möcht ihr es bei dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf andere verbreitet, daß ihr auch andere, aus denen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart anführt: das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten, und Diogenes wird der Erste seyn, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenofant, lebe wohl, wenn du

kannst,

kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenofant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede geberden sollte, und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemal und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehest, mein Bester, sagte er zu seinem Jüngling, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir gesagt habe. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwohl nicht weniger glauben mußt, ist dieses, daß wenn anders mehrere deines gleichen bei diesem Gastmahl gewesen sind, mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder andere aber sich in dem Netze der Wollust von neuen so fest verstrickt hat, daß er sich vielleicht niemals wieder daraus loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie feine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Tugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstöhrend sind. Vergib mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Art davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte, nicht so, wenn du nicht willst, daß ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergib du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick um deshalb auf dich ungehalten seyn konnte: denn ich sehe nun wohl, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich bloß auf dem Wege zum Vergnügen zu seyn glaubte.

Die-

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähre und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen im Stande seyn. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kusse, ließ er ihn von sich.

S.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschens.

Ein Schiff mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurückgelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und herschleuderte. Es krigte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschafft werden konnte. Das Schiff fing also an zu sinken.

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblick, da das Schiff zu Grunde gehen wollte, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff ging darauf unter und der junge Mensch rit auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig; weil

weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken; dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich seyn würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält ward, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmeer herauszusaugen. So eckelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einer Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken; als sich plötzlich zu seiner unbeschreiblichen Freude am fernen Horizont ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft; das Schiff segelte wirklich heran; die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus, um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitain des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußt' er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Portion Speise gereicht, worauf er abermals sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung durch Speise und Schlaf ward der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein.

An Lina.

Wie unter den Rosen im ruhigen Thal
Täubchen voll Unschuld scherzen;
Wie in dem duftenden Klee
Unten am silbernen Quell
Lämmer sich jugendlich freuen;
Wie sich der glückliche Hirt,
Wenn im erwachenden Mai
Alles zur Freude ihm winkt,
Lockenden Freuden sorglos ergibt;
Lina, so folge du auch
Jedem Wink der Natur.
Freue dich ruhig der seligen Zeit,
Die uns im Rosenschmuck lächelt;
Doch sey sie der Unschuld geweiht!
Sind einst die Rosen verblüht,
Eilt mit beflügeltem Schritt
Unsere Jugend vorüber,
Daß dann die Weisheit uns gern
In ihre schützenden Arme beschließe
Und jegliches Tages Begleiterin sey,
Bis sie dem Führer zur himmlischen Ruh
Einst unser irdisches Leben vertraut.

Karoline Rudolphi.

Der Bauer.

Ich esse Brod und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen!
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jägt er dort der stolze Reuter?
Er jägt, allein er kommt nicht weiter;
Wir kommen beid' — ans Grab.

Gleim.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur,
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh,
Befreit von allen Sorgen,
Des Himmels Segen überseh
An einem schönen Morgen;

Im Hain bei mildem Sonnenblick
Die Vögel höre singen —
Und unten nun im Thal der Blick
Wie meine Schäfchen springen!

Wie in der ersten Morgenstund
Im Dörfchen alles lebet
Und fröhlich, munter und gesund
Zur Arbeit sich erhebet!

So oft ruf ich: mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen gibst du Geld und Gut,
Mir gibst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag,
Kraft oder Muth benommen,
Er sey so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Knie schlingen.

Wenn Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich alle zu mir setzen,
Und an den süßen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Englein singen:

Dann fühl ich's ganz und sags oft laut:
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König oder Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte: so befahl er, daß ihm ausser dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler, Jahr vor Jahr ausgezahlt würde; denn er wollte, daß der Mann sich pflegen sollte. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntag auf seine Kanzel und sprach:

„Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und mit meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten, und wie ich nur will, gebrauchen soll. Höret also, lieben Leute, was hierbei meine Meinung und mein Wille ist!"

„Böses hab' ich euch freilich nie erwiesen, Gutes aber, so viel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein jeder, der dieses thut, recht große Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug."

„Ich

„Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und wisset also, ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch vom König eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, daß er mir angewiesen hat, das sey nicht mir; sondern euch geschenkt: und höret nun, wozu es euch geschenkt seyn soll."

„Ihr wißt, unsre Straßen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wohl solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagens zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugviehe die Lasten; — wir wollen also von diesem Gelde die Straßen und die Wege ebener machen."

„Ihr habt überdem auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibet, welches eure Saaten verdirbet, so daß ihr fast nichts davon erndten könnt; — wir wollen also Graben ziehen, das Wasser ableiten, und dadurch eure Erndte verbessern."

„Ihr habt auch Sümpfe und Moräste, und die nützen euch zu nichts. Wir wollen also diese eure Sümpfe und Moräste durch Graben vom Wasser befreien, sie austrocknen und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren."

„Ihr habt endlich auch dornigte, wüste und sandigte Plätze und auch diese geben euch keinen Vortheil: wir wollen also die Dornen ausraden, und was wir nicht düngen, nicht mit Gras oder Getraide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen: denn wenigstens wachsen Fichten oder Weiden darauf."

„Dies also und dergleichen etwas wollen wir thun! Alle Jahr erhalten wir das Geld; alle Jahr wollen

wir daher etwas thun und immer so viel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bei uns geschehen seyn; und wisset ihr, was wir dann thun wollen?“

„Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbarn thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen unter ihnen unsere Hülfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen und ihnen sagen: — „Gönnet uns, lieben Brüder, die Freude, daß wir euch helfen! Eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, und so weiter.“

„So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern Gott; dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinder!“ —

Ohngefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel und wollte beten. Aber das Herz des Volks schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und schrie: „es lebe der König! Es lebe unser Pfarrer!“

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.

Ein

Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frei von eitlen Sorgen
Sing ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich nieder sieht.
O du, mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gib mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht, und laß mich niemals müde
In der Erfüllung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend
Und meine späten Jahre weihn.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken. — Halte mir die beßren Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getrost blickt dann mein Geist aus Labirinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

An den jungen Leser.

Es ist dir gut, lieber junger Freund, dich mit dem Leiden andrer Menschen bekannt zu machen, damit du dich glücklich preisest, wenn du selbst von solchen Leiden frei bist, und damit du nicht vergessest, dem zu danken, der es dir so gut werden ließ.

Deswegen lege ich dir auch folgendes Lied vor, worin die mannigfaltige Noth eines Schwindsüchtigen beschrieben wird.

Lerne daraus, welch großes Glück es sey, frei und ohne Schmerzen Athem zu schöpfen, und so, wie du thust, in jeder Nacht eines sanften erquickenden Schlafs zu genießen.

Dann wirst du gewiß auch vorsichtig werden und dich in Acht nehmen, daß du dir nicht durch eine plötzliche Erkältung, oder durch einen abkühlenden Trunk, oder durch Ausschweifungen die Schwindsucht zuziehest, von der du hörst, daß sie ein so großes Uebel ist.

Und nun vernimm also das

Lied eines Schwindsüchtigen.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein rechtes Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil,
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt und erquickt's mich nicht,
Machts mir nicht frischen Sinn;

Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht
Und pfuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hülf allein bleibt Sarg und Grab.
O, sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab:
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: „ich hab mein Sach ꝛc. *)"
Und trügen mich **) und folgten mir
In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch ans Grab heran,
Und senkten mich hinein!
Ich läg, und hätte Ruhe dann
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

Claudius.

*) Der Anfang eines alten bekannten Sterbeliedes: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt.

**) Der Verfasser will sagen: meinen gewesenen Leib.

Ein

Ein Landmann zu einem reichen Städter.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn auf freier Flur;
Dir malen theure Maler, mir malet die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, und ich bin stets gesund
Dich schützt um Geld ein Schweitzer, mich schützt mein treuer Hund;
Du trinkst gefärbte Weine, und ich den klaren Quell;
Dein Auge sieht oft finster, und meines blickt so hell!
Sag' an nun, reicher Weichling: wer hat wohl von uns beiden,
Du oder ich, die meisten, und auch die reinsten Freuden?

Ewald.
(Abgeändert.)

Nach einem Gewitter.

Es ist vorbeigegangen, das schwarze Gewitter! Die majestätische Stimme des Donners schweigt; die Blitze schlängeln sich nicht mehr durch schwarzes Gewölk.

Die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdache gesammelt hatten, schütteln den Regen von der triefenden Wolle und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide.

Wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk!

wölk! Wie schönfarbig strahlt dort der Regenbogen, von einem benetzten Hügel zum andern ausgespannt!

Die Wolken fliehen! Sieh! wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun!

Dort liegt die Anhöh mit ihren Hütten und Heerden im Schatten; jetzt flieht der Schatten und läßt sie im Sonnenglanze. Sieh, wie er durchs Thal hin über die blumichten Wiesen läuft!

Wie herrlich ist alles rings umher! Wie schön alles! Von der belebenden Sonne an bis zu der kleinsten Pflanze.

O wie werd' ich entzückt, wenn ich vom hohen Hügel die weite Gegend übersehe! oder wenn ich ins Gras hingestreckt die mannigfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und die unzählbaren Würmchen, die darauf wohnen! oder wenn ich den anbrechenden Morgen, oder den Glanz des Abendroths, oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel anschaue!

Dann kommen tausend süße Gedanken, tausend große Gedanken kommen dann in mein Herz; mein Auge vergießt Freudenthränen, und voller Entzücken bete ich an den, der alles erschaffen hat, den Vater aller Geschöpfe.

O wie herrlich, wie allmächtig, o wie gütig muß er seyn!

Geßner.

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Ich bitte dich, mir doch die Stund' itzt anzugeben.
(Es war ein trüber Tag, auch sprach's die Stolze nur
Sich über jene zu erheben.)

Ich

Ich weiß sie nicht, versetzt der Zeiger ihr;
Man sieht die Stunde nur an mir,
Wenn sich die Sonn' am Himmel eingefunden.

Du dauerst mich, fuhr jene fort.
Was mich betrift, ich bin an keinen Ort,
An keine Zeit und an kein Licht gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Zieht man in meinem Leib' ein Rad des Morgens auf,
Zeig' ich den ganzen Tag, die ganze Nacht die Stunden.
Auch zeig' ich nicht allein, ich schlag auch; doch von dir
Hör' ich nicht einen Laut. Es scheint du kannst nicht zählen.
Nun höre mich! Eins, zwei, drei, vier!
So viel ist's an der Zeit; nie wird der Ton mir fehlen.

Indem sie spricht, zertheilet sich sogleich
Der Nebel, und die Wolken fliehen;
Die Sonne steht allein und strahlenreich
Am Himmel: Aehrenfeld und Teich und Felsen glühen.
Der Zeiger weiset drei, ein Viertel noch dazu.

„Wie nun, Frau Nachbarin! Verschmähest du
Mich noch, daß ich so selten etwas sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir trauet, läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählet.
Ich schweige wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber — wahr."

H. C. Nicolai.

Ananiceris und Plato.

Ananiceris brüstete sich mit einer ausserordentlichen Geschicklichkeit, die er sowohl im Reiten, als auch im Fahren sich erworben hatte.

Einst wollt' er auch dem Philosophen Plato seine Künste zeigen, und fuhr zu vielen Malen dergestalt im Zirkel herum, daß die Räder seines Wagens immer einen und ebendenselben Zirkel beschrieben.

Alle Zuschauer waren erstaunt und klatschten ihm den lautesten Beifall zu.

Der einzige Plato nur klatschte nicht mit. Ihm schien an einem jungen Manne, der nicht dazu bestimmt war, Kutscher oder Postreuter zu werden, eine solche Geschicklichkeit mehr tadelnswürdig, als rühmlich zu seyn.

„Denn, sagte er, wie ist es möglich, daß einer, der auf eine Fertigkeit dieser Art so viel Fleiß verwandt hat, nicht weit nützlichere und vorzüglichere Dinge darüber sollte versäumt haben?“

Aelian.

Protagoras und Demokritus.

Protagoras war von so armen Eltern geboren, daß er sich, als Jüngling, seinen Lebensunterhalt durch Lasttragen erwerben mußte.

Einst kam er vom Lande nach der Stadt Abdera zurück, aus der er gebürtig war, und trug eine Menge Holzstrünke, die er mit einem kurzen Bindfaden künstlich zusammengeschnürt hatte.

Von ungefähr begegnete ihm der Philosoph Demokritus, der die Art, wie er den Holzstoß zusammen-

mengebunden und sich aufgelegt hatte, bewunderungswürdig fand.

Er bat ihn daher, ein wenig auszuruhen, und trat hinzu, um die Art des Zusammenlegens und des Bindens, worinn er etwas geometrisches bemerkte, genauer zu beobachten.

Dann fragte er ihn, wer das Holz so zusammengelegt habe? und da jener antwortete, daß er es selbst gethan habe: so bat ihn der Philosoph, das Bündel aufzulösen und in seiner Gegenwart ein neues zu binden.

Der junge Protagoras erfüllte diese Bitte, und wußte das Holz wieder gerade eben so zusammenzulegen und zu binden, als es vorher gewesen war.

Da bewunderte Demokritus die sinnreiche Geschicklichkeit dieses nicht gelehrten Jünglings, und sprach zu ihm: „Junger Freund, da du die Gabe hast, das, was du thust, gut zu thun, so gibt es größere und edlere Beschäftigungen, die ich dir bei mir machen kann.“

Er nahm ihn hierauf mit sich, hielt ihn in allem frei, lehrte ihn die Philosophie, und machte aus ihm den großen Mann, der er nachher geworden ist.

So gewiß ist es, daß derjenige, der bei kleinen Geschäften Ordnung und Nachdenken anwendet, auch in größern glücklich fortkommen wird.

A. Gellius.

Polemo und Xenokrates.

Polemo, ein zur Schwelgerei und zu einem liederlichen Leben verführter Jüngling, kehrte einst bei hellem Tage von einem Gastmahl zurück, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte.

Sein

Sein Aufzug paßte sich zu seinen Sitten. Ein leichtes durchsichtiges Kleid bedeckte nur zur Hälfte seinen unzüchtigen Körper, der von Pomade duftete: und sein Haupt war mit einem Blumenkranze umwunden.

Taumelnd von Trunkenheit schwankte er in diesem Aufzuge bis zu der Wohnung des Philosophen Xenokrates, bei dem sich schon eine Menge lernbegieriger Zuhörer versammlet hatte, um Weisheit von ihm zu lernen.

Der Wollüstling krigte den Einfall, auch zu ihm hinzugehen, und hatte sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter den gelehrten Zuhörern desselben niederzusetzen, recht als wenn er ihnen das Gegentheil von dem weisen und vernünftigen Betragen zeigen wollte, wozu der Weltweise sie ermunterte.

Aller Augen waren mit Unwillen auf ihn gerichtet.

Nur Xenokrates blieb in seiner Fassung, und ging, ohne eine Miene zu verändern, in seinem Vortrage zur Empfehlung der Bescheidenheit und der Mäßigkeit über.

Er redete so nachdrücklich darüber, daß Polemo mit allem seinen Leichtsinn ihm nicht widerstehen konnte.

Erst sah man ihn den Kranz aus den Haaren nehmen, und zur Erde werfen; dann zog er den Mantel zusammen, um seine entblößten Arme zu bedecken; nach und nach verschwand aus seinem Gesichte die ausgelassene Fröhlichkeit des Zechers, und endlich legte er auch jedes andere Kennzeichen eines Schwelgers ab.

Seine kranke Seele ward durch die Rede des Philosophen plötzlich geheilt, und aus einem elenden Wollüstling ward er selbst ein Weiser.

Valerius Maximus.

Beispiel eines jungen Helden.

Bei dem Treffen zu Freemans House in Amerika, welches im Jahr 1777 zwischen den Engländern und Amerikanern vorfiel, focht auch der elfjährige Sohn des Kapitain Monin an der Seite seines Vaters mit blankem Säbel.

Die Freiwilligen von Kanada, welche Kapitain Monin anführte, standen auf dem linken Flügel, der von den Amerikanern lebhaft angegriffen wurde, und Kapitain Monin stürzte von einer Flintenkugel todt zur Erde.

Der Oberst Fraser, welcher sich an der Spitze des englischen Corps befand, bat den Jüngling, das Gefecht zu verlassen und beim Leichname seines Vaters zu bleiben.

Der Knabe trat hierauf nur zwei Schritte zurück, um die erkaltende Hand seines Vaters zum letztenmal zu küssen; dann trat er wieder ins Glied und rief den Soldaten zu: beherzt, brave Kanadier, drauf zu!

Aus den Zeitungen.

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland gingen, daselbst arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand.

Der

Der Bauer verstattete es, und der Jude war nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich wäre.

„Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöst hat vom Tode."

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinen Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

„Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und schelte sie, der soll's mit mir zu thun haben!

Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein! O Gott segne ihn! und mache alle die Juden selig."

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide einen

Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem Erstern nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

Aus öffentlichen Nachrichten.

An den Mond.

Wie schön kommt dort, mit freundlich sanftem Lichte,
Der volle Mond daher!
Wie wiegt, im Silberglanz, die Pappel und die Fichte
Die schlanken Aeste hin und her!

O welch ein Blick! O welch ein sanfter Schimmer! —
Oft hab' ich dich gesehn,
Du stiller, guter Mond, und doch bist du mir immer,
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich, so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf muß wohl ein weises Wesen,
Muß wohl recht gütig seyn.
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen
Nicht dem Erkenntlichen allein!

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde seyn, wie du.
Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und seyn der Fördrer seiner Ruh.

Du

Du wirst es sehn, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht;
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

v. St.

Dionisius und der Reiche.

In Sirakus war einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben.

Man zeigt es dem Tirannen an,
(Ein Nachbar mochte wohl das Ding gemerket haben)
Und Dionis schickt Häscher auf den Platz
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.
Nicht ganz, ich irre mich. Zum großen Glücke
Blieb ihm ein kleiner Rest zurücke,
Den er besonders hielt.

Nach einer andern Stadt
Zieht er mit dem, was er gerettet hat.
Was thut er nun? Empfängt die Erde
Die Baarschaft wieder? Ei, mit nichten! Meint ihr doch
Er sey so dumm? Ja wohl! Damit auch dieses noch
Ihm über Nacht geraubet werde?

Ein Landgut kauft er sich; spart weder Fleiß noch Geld,
Er düngt, besäet, baut sein Feld,
Macht urbar, was versäumt gelegen;
Und so gelangt er bald zum vorigen Vermögen.

Ei, wenn nur Dionis es diesmal nicht erfährt!
Doch hier kömmt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was anders, als daß ihn der Fürst zu sich begehrt?
Ich hab' es wohl gedacht! Er riechet neue Beute.

Mit

Mit Zittern kehrt der gute Mann
Nach Dionisens Stadt zurücke,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an.

Ich wünsche dir, spricht der Tirann,
Zu deinem neuen Reichthum Glücke.
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gefruchtet hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze nun dein Gut in Ruh.
Hier steht der Schatz, den du vergraben,
Und den ich dir geraubt. Nimm diesen auch dazu;
Jetzt bist du würdig ihn zu haben.

L. H. Nicolai.

Freundschaftslied.

Nichts auf Erden kömmt dir gleich,
Süßer Freundschaft Himmelreich!
Keine Wonne ruft, wie du,
Hohen Muth dem Menschen zu.

Herrlich bist du, o Natur!
Herrlich durch des Schöpfers Spur!
Aber deine größte Pracht
Ist der Blick, der Freundschaft lacht.

Hoher Werth ists, Mensch zu seyn;
Doch kein Mensch bestünd' allein.
Freundschaft, deinen ersten Bund
Schloß des Schöpfers eigner Mund.

Ar-

Arbeit brennt die Stirne feucht;
Freundschaft macht die Bürde leicht.
Mit dem Freunde Hand in Hand
Zög' ich in ein wüstes Land.

Selbst bei Wasser und bei Brod
Bin ich frei von jeder Noth,
Wenn ein Freund es mit mir theilt,
Mit mir hin zur Quelle eilt.

Kummer beißt wie scharfer Frost;
Aber milden süßen Most
Hat die Freundschaft: trink' ich ihn,
Schmilzt der bittre Kummer hin.

Leben heißt, mit Freunden sich
Freun des Lebens brüderlich.
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Unsers Lebens Wissenschaft.

Ueberall ist weit und breit
Gottes Segen ausgestreut.
Auch an Freunden fehlt es nie;
Wer nur suchet, findet sie.

Wie zwo Blumen gleicher Art
Stehen Freunde hingepaart;
Aufgenährt in einer Luft
Strömt ihr süßer Morgenduft.

Doch die frische Blume bebt;
Denn bald ist der Tag verlebt,
Und das Band der Freuden bricht! —
Sey getrost, und zittre nicht!

Durch des Lebens Thal hinab
Sucht mein Freund mit mir das Grab;
Und des Todes Schrecken flieht,
Wenn mein Freund mich sterben sieht.

Droben wird, bei Ja und Nein!
Freundschaft auch die Losung seyn.
Wenn das Band der Freuden bricht,
Junge Blume, zittre nicht!

Overbeck.
(Abgeändert.)

Letzte Unterredung des unglücklichen Wasers mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde sich zu rächen in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Waser, und war Prediger in der Schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in früher Jugend verrieth er einen ausserordentlich fähigen Kopf, der alles leicht begriff; auch große Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hoffnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äusserte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Eltern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehen zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorn reizen, und dann übergab er sich einer blinden Nachbegierde, die ihn antrieb, demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor: sie hatte in seinem Herzen schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit seiner Schlange im Busen auf; wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und misvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit jemanden Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachbegierde zu befriedigen.

Er ward zum Prediger erwählt: aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatte er sich, ich weiß nicht worinn, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis: aber Waser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebrachter gegen seine Obrigkeit, und verging sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindlichere Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatte er vorher seinen Zorn bloß durch bittre Worte zu befriedigen gesucht: so faßte er jetzt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen.

Er entwandte, sagt man, (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen: er entwandte also aus dem Archiv *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Al-

*) So nennt man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahret werden, die den ganzen Staat betreffen.

Allein seine That ward entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mislang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt, und in Ketten gelegt wurde.

Von diesem Augenblick an stellte er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient hätte. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon frei gesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wollte, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten.

Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst sein alter, ihm sonst so theurer Vater, ließ ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wollte alles, alles thun, was er ihm befehlen würde; nur dieses einzige könnte und dürfte er nicht. Wenn seine Thorheit oder Unglück (Verbrechen nannte er es niemals) den Tod verdient hätten, so sey es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmal mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrig-

keit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihr zu rächen.

Allein darinn irrte man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung: aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug, den Anblick seines unglücklichen Sohns zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der eine von 11, der andere von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener heißt Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Bande so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistlicher führte jetzt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten herein mit einem Herzen, dessen Beklemmung Tod oder Verrückung drohete.

Gleich beim Eintritt empfing sie der Vater mit einem ruhigen und unerkünstelten Lächeln.

„Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo! Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!"

„Nun, traurig müßt ihr nicht seyn. Ihr seht ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer, fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beiden Herren und noch Andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich."

„Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig seyn? Ich habs ja besser, viel besser, als ihr glaubtet!"

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

„Nun

„Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden: kommt (indem er beide bei der Hand nahm) setzt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.“

Sie setzten sich.

„Nun, Heinrich, wie gehts, was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast du's gebracht?“

Beide sagtens unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und studiren sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Ton an:

„Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da hab' ich eine Bitte an euch!“

„Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar hab' ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich ein guter Vater gegen euch gewesen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?“

Die Knaben schluchzten laut auf, und umarmten ihn.

„Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wohl, daß für einen Menschen das Wichtigste sey für dieses und jenes Leben?“

Der Knabe konnte nicht antworten.

„Meinst du nicht, es sey, daß er Gott zum Freunde habe?“

„Ach ja! Sie habens uns immer gesagt!“

„Aber warum ist dies das Wichtigste?“

— Wieder Stillschweigen.

 „Nicht

„Nicht wahr, weil Gott alles macht, alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten müssen?"

„Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sey und bleibe? Weißt du das?"

„Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist!"

„Hörst's, Salomo? und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und darnach leben wollt!"

Sie versprachens.

„Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen."

„Seht, ich rede aus der Erfahrung: wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wär ich stets bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch; wenn ihr euer Versprechen haltet: so wird Gott euer Vater seyn, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als kein Mensch auf der Welt."

„Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?" —

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füßen. — „Ach! für Sie sterben!" schluchzte der Aeltere.

„Wir wollen nicht von Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von dem vergesset, was ich jetzt sage und ihr versprechet."

„Apropos, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmal gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun wohl zuweilen gedacht,

dacht, ich wär' ein böser Vater? Aber, nein, ich meint' es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirst's noch wohl einsehen lernen! Hör mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich: was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt."

„Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsre gnädigen Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder."

„Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt; was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, gibt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so gibt er ihm eine Ohrfeige."

„Läßts auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murrt es sogar über den Vater, oder beschuldiget es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe."

„Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie" —

„Sey ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!"

„Aber ich Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsre Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurecht weisen; ich hörte nichts an; ich fuhr in meinen Unarten fort."

„Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir: aber das besserte mich nicht; ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu kränken, und du begreifst

wohl,

wohl, das konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehn."

„Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habts oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?"

„Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt."

Sie versprachens mit einem Eide.

„Und denn, liebe Knaben, horchet nicht auf andre Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur dessen, was ich jetzt sage!"

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wohl könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben eben das schuldig seyd, was ich von euch foderte — Liebe, Gehorsam, Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse."

„Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmal die Hand darauf geben, daß ihr von allem, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht: ihr versprechet mir es vor Gott, und der läßt, wie ichs euch oft sagte, seiner nicht spotten."

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

„Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter, braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue, es wird dein Glück seyn."

„Du

„Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst: um dieser Liebe willen sey gehorsam und ehrerbietig gegen ihn."

„Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen: und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm: das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen."

„Sag' ihm, daß ich wünsche und bitte, er möchte dich der Beckerei widmen: machst du dich seiner Liebe würdig, so wird ers thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich seyn."

„Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mutter! Wenn du zu Hause kömmst, so tröste sie; sag ihr, ich sey ganz wohl und ruhig, auch sie sollte ruhig seyn."

„Sey gehorsam und ehrerbietig: thue alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Befehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater gibt: denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte."

„Du willst Theologie studiren; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! mich hat er unglücklich gemacht. Sags deiner Mutter; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!"

„Und nun, meine Lieben, Lieben! (beide umarmend) Nun ist's Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmal zu sehen! Ich geb' euch (beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sey euer Vater, eure Stütze, euer

er Trost! Wandelt auf seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen."

„Denket meiner in eurem Gebet; ich werde euer in der Ewigkeit gedenken, und wills Gott! sehen wir uns dort alle wieder!"

Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Bewunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthliche Inhalt desselben bekannt gemacht wurde: so veränderte er nicht einmal die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröffnet, und er befragt wurde: ob ihm nicht vor dem Hingang schauerte? so antwortete er: „schauern? Mich wahrhaftig nicht. Ich habe alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wohl zwölfmal wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. Für mich ists gut, daß ich sterbe *). Seyn sie ruhig, es wird gewiß gut gehn!"

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Waser war so ruhig, so fest, daß nicht einmal das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen 12 Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu käuen.

Nach

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen: und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Nach ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt; der Weg ging bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

„Hier, sprach er nach einer kurzen Pause, wohnt ein sehr braver Mann. Ich hab' ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn, und belohne ihn!"

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beinahe kein Mensch sehen ließ.

„Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur keiner herunter stürzt."

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

„Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß abhöre."

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebete fortfahren möchten.

Durch die Stadt ging und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegen eilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabenstein redete er noch mit dem Scharfrichter; fragte, ob er recht und ihm bequem säße, und als dieser mit ja antwortete: so betete er mit lauter und fester Stimme:

„Dir, o Gott, der du mich als Vater geleitet, durch Christum meiner Erlösung mich versichert, und

durch

durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!“

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Größtentheils aus den Ephemeriden der Menschheit.

Aus Leonhard und Gertrud,

einem Buche für das Volk.

(Etwas abgeändert.)

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! — — Es folgt ein Todbett —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drei Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, — sagte aber zu Rudi: such doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert. —

O Mutter! ich will gern jetzt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht seyn wird, sagte Rudi. —

Die Mutter.

Hast du auch noch Holz, Rudi — hast du auch noch Holz? Du kannst jetzt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi.

O Mutter, Mutter! sag doch das nicht — du bist mir nicht zur Last — mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch das, was du nöthig hast, geben. — Dich dürstet, dich hungert und friert! und klagst nicht! das geht mir ans Herz, Mutter!

Mut-

Mutter.

Gräme dich nicht, Rudi — meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust. —

Rudi.

O Mutter, Mutter! ich habe ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter.

Rudi, wenn man seinem Ende nah ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, gibt der Vater im Himmel! Ich danke ihm, Rudi; Er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen.)

Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter.

Nein, Rudi, gewiß nicht —

Rudi.

O mein Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi, ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend.)

O Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und jetzt bist du der Trost meines Alters; und nun dank ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schließen; dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohl gehn ewiglich — denk an mich, Rudi —

Rudi.

O Mutter, liebe Mutter!

Mutter.

Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi.

Was doch, Mutter!

Mutter.

Ich will dirs sagen, Rudi! ich muß dirs sagen: es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi.

Was denn, o Mutter!

Mutter.

Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bett versteckte, und aus seinem Sack gebratene Erdäpfel aß — er gab auch seinen Geschwistern; und auch die assens verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen gebracht, wie ers tausendmal machte. — Es ging mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! — O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo er ist — bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi.

O ich Elender! (er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett.) —

Die Mutter setzt sich mühselig und zum letztenmal auf; kehrt sich gegen den Knaben; nimmt ihn in ihre Arme; drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache

ster-

sterbende Haupt hinab auf den Knaben — der Kleine weint laut:

„Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach stirb doch nicht, Großmutter!“ so sagte der Kleine — sie antwortete gebrochen:

„Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.“

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter!“ (sie muß sich wieder legen.)

Der Knabe und sein Vater zerflossen fast in Thränen; sie erholte sich aber bald wieder, und sagte: es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Rudeli.

Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter.

Thue nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl seyn wird — bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli.

O wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter.

Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach seyn wird, seine Hülfe und sein Trost seyn — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir jetzt auch, was er kann — versprichs mir!

Rudeli.

Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mut-

Mutter.

Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht alles, was wir thun.

Rudeli.

Ich weiß wohl, Großmutter.

Mutter.

Warum hast du denn gestern hinter meinem Bett verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli.

Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter.

Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli (schluchzend.)

— j — j ja! Großmutter!

Mutter.

Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend.)

— Dem, dem Mau — Maurer.

Mutter.

Du mußt jetzt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli.

Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter.

Du mußt — daß du's ein andermal nicht mehr thust. Um Gotteswillen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr. Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder. O Rudeli, wenn du schon

nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf den lieben Gott.

Rudeli.

O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen.

Mutter.

Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (sie drückt ihn an ihr Herz, weint, und sagt dann weiter) du mußt jetzt zum Maurer; sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sey mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr übriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmal einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte. Und eben da sie redte, klopfte der Vogt am Fenster.

* *
*

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten, und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brod und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi.

Um Gotteswillen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Erndte schneiden.

Mutter.

Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzet tief, redet bei sich selber, und sagt: seit unserm Handel *), — Gott verzeihe ihm, dem armen

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

armen geblendeten Tropf! ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten! Es ist Gottes Hand, — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm.

Sie hörte jetzt den Vogt laut reden —

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände — sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. „O Vater, die Großmutter ist todt!"

Rudi.

Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt.

Ja es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmal todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen öffnete, fragte sie:

„War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?"

Und Rudi antwortete: „es ist nichts wenigers, was du meinest; es ist etwas Gutes."

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: „redst du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?"

Rudi.

Der Junker hat mich zum Taglöhner im Kirchbau bestellt; ich habe des Tages 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mut-

Mutter.

Ists auch gewiß?

Rudi.

Ja, Mutter! ganz gewiß.

Mutter.

Nun, ich sterbe leichter, Rudi! daß du siehst deiner Kinder Brod. Mein Ende ist mir jetzt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sey bis an ihr Ende auch ihr guter Gott. Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi.

Wie sollt ichs vergessen, Mutter? Ich will jetzt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter.

Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Geh jetzt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube; sagt ihm: Betli, gib auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Nendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm in die Hütte Leonors.

Er war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

„Was willst du, Nachbar Rudi, warum weinst du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etlichemal aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und sie schickt

uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbett, und bittet dich, daß du uns verzeihest. O Gott! wir können sie dir nicht wieder zurückgeben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud.

Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du niemand nichts mehr nehmen willst; (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli.

Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott nicht mehr stehlen.

Gertrud.

Mein Kind! thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch wenn dich hungert, nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, ich will dir gern etwas geben.

Rudi.

Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud.

Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi.

Sag doch deinem Manne: ich wollte ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät seyn, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehn lassen wollte.

Gertrud.

Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohl geht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in seinen Sack,

und

und sagt ihm noch einmal: „o Lieber! nimm doch niemand nichts mehr;“ und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen trocknen und dann damit seiner Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baum; und von da gingen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

„Du weinst, Gertrud! wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?“

Gertrud.

Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Kathri.

Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud.

Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würd' es gern thun.

Kathri.

Du bist gut, Gertrud! ich danke dir. Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? hat sie dirs verziehen?

Rudeli.

Ja, Großmutter! schau, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürren Obstes.)

„Wie ich schlummere, sagte die Großmutter; hast du auch recht um Verzeihung gebeten?“

Rudeli.

Ja, Großmutter!

Kathri.

Und es ist dir Ernst?

Rudeli.

Gewiß, gewiß, Großmutter!

Kathri.

Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen — Sie wendet sich hierauf zur Gertrud: ich muß eilen... Ich kann fast nicht mehr... wenn ich todt seyn werde .. Ger.. trud.. o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann ... und wann auch ein gut Wort ... sie sind so verlassen. Sie streckt die Hand aus, die Augen brechen — „Rudeli! folg ihr — Gertrud, darf ichs hoffen?...“ Sie entschlummerte, und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sey, und sagte es Rudi — Wie er jetzt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost .... hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den letzten Wunsch, den die edle Mutter geäussert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. —

Treuherzig nimmt er ihre Hand — o Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie noch an das dachte — willst du auch noch an ihre Bitte denken, Gertrud?

Gertrud.

Ja, Rudi! so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi.

Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — o Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen, sagte sie still bei sich selbst; nimmt den Rudeli und alle seine Geschwister; küßt sie mit warmen Thränen; besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte. —

* * *

Leonor und Gertrud waren jetzt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: wir wollen doch geschwind unsere Lezgen *) wiederholen! Mutter, komm doch geschwind, daß wir bald fertig seyn.

Gertrud.

Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder.

Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrod — Gelt, Mutter, wir dürfen — du hasts uns gestern versprochen.

Mutter.

Ich will gern sehn, wie ihr die Lezgen brav könnet.

Kinder.

Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter.

Ja, wenn ihr fertig seyn werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod, und zwo Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jetzt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jetzt, während des Essens, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brod geben wolle — ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andere, ich der armen Lise — ein drittes.

Kei=

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz seine Lezge; soll so viel heißen, als Lection.

Keines ißt einen Mundvoll von seinem Brod, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie aßen alle die Milch ohne Brod — jetzt sind sie fertig —

Noch liegt das Brod und das Messer neben der Mutter auf dem Tisch; und Niklas schleicht sich vom Tisch zu ihr hin: „Du gibst mir doch noch einen Mundvoll Brod, Mutter!“

Sie antwortet: „Du hast schon, Niklas!“

Niklas.

Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter.

Ich hab dir's nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas.

Nein, ich will's nicht essen. Aber du gibst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter.

Nein, gewiß nicht.

Niklas.

Ei — warum nicht?

Mutter.

Damit du nicht meinst, man müsse nur, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, erst dann an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav seyn will, selber Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas.

Ja, Mutter! ists darum?

Mutter.

Ja, Kind — Aber gibst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas.

Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weiß, er hun-

gert

gert entsetzlich, und ich mag es wohl erleiden, bis um sechs Uhr, dann essen wir zur Nacht.

Mutter.

Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas.

Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter.

Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sey, sich zu überwinden, und an seinem eigenen Mund etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine so große Noth und Elend leichter machen könne? — Thränen sind dem Niklas in den Augen.

Mutter.

— und du, Lise, gibst du deines auch ganz weg?

Lise.

Ja, gewiß, Mutter.

Mutter.

— und du, Eve, gibst du auch deines so weg?

Eve.

Ja, freilich, Mutter!

Mutter.

— und du, Jones?

Jones.

Das denk ich, Mutter!

Mutter.

— Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt auch anstellen? Es hat alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen?

Niklas.

Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich wills nur nicht in Sack stecken. Mutter, daß ers geschwind hat, laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter.

Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Lise, wie willst du es machen?

Lise.

Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brod unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter.

Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve.

Weiß ichs — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werd's ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mutter.

Und du, Jones, du kleiner Schelm! du lachst? Du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones.

— Ins Maul steck ichs ihm, mein Brod, Mutter! wie du mirs machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun, und das Maul auf — dann leg' ichs ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter, gelt! er wird lachen.

Mutter.

Das ist alles recht, Kinder! aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es niemand sehe, und man nicht meine, ihr wolltet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig seyn.

Niklas.

Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brod auch in Sack thun.

Mutter.

Es versteht sich, Niklas!

Lise.

Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagte es vorher — ich wollt' es so machen.

Mutter.

Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg. — Da sagte die Mutter: „Ihr könnt jetzt gehn, Kinder! Aber denkt an das, was ich euch sagte.“ Da gingen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudelis Haus. Er trift ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht ans Fenster.

Niklas sagt zu sich selber; was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich solls ihm allein geben; ich will doch gehn, und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter; und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt hätte — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen. —

Niklas öffnet eben die Thüre, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sah, dachte, Leonor wollt' ihm etwas sagen lassen; läuft dem Knaben nach, und fragt ihn, was er wolle?

„Nichts, nichts," antwortete Niklas; „nur mich mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt" —

Rudi.

Das macht nichts, er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas.

Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi.

Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas.

Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi.

Ich mags wohl leiden.

Niklas ging jetzt mit dem Rudi bis an die Stubenthür, und rief dem Rudeli: „komm doch einen Augenblick mit mir auf die Gasse.

Rudeli.

Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort, dann komm ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas.

Nur einen Augenblick.

Rudi.

Gehe doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brod in den Sack, und läuft fort.

Der

Der Rubeli ruft ihm nach: „danke doch deinem Vater und deiner Mutter!“

Niklas kehrt sich um, und sagt: „schweig doch, es muß es niemand wissen;“ und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

* * *

Lise ging indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu des Marxen Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter. —

Lise.

Du, ich hab dir da Brod.

Beteli.

(streckt zitternd die Hand darnach.) Du bist gut, Lise! es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise.

Weil du mir lieb bist, Beteli! Wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli.

Meiner auch.

Lise.

Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli.

Das ist gleichviel, wenn's nur Brod gibt.

Lise.

Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Beteli.

Ach! wenns nur jetzt besser wird.

Lise.

Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Beteli.

Ich darfs nicht sagen.

Lise.

Warum nicht?

Beteli.

Wenns der Vater vernähm, es würde mir —

Lise.

Ich würd es ihm dann gerad auch sagen; du Närli!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte rohe Rüben aus dem Sack, und sagt: „sieh da, Lise!"

Lise.

Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli.

Nein, weiß Gott! jetzt schon zwei Tage.

Lise.

Und du darfst das niemand sagen, und von niemand nichts heischen?

Beteli.

Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jetzt gesagt, wie würd's mir gehen!

Lise.

Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli.

Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten; und das sollen wir nicht.

Lise.

Nun, so iß doch das Brod, eh du wieder hinein mußt.

Beteli.

Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlts —

Er ißt das Brod, und eben öffnet der Marx die Thür.

Betelli schluckt erschrocken den angekäuten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trifft den Heinli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: willst du Brod?

Heinli.

Ja, wenn du hast.

Eve gibt's ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus herum, bis das Bäbeli ihn sieht, und herab kommt. „Was machst du da, Jones?" sagt Bäbeli!

Jones.

Ich möcht' etwas Lustiges machen, Bäbeli!

Bäbeli.

Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones.

Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli.

Was denn?

Jones.

Thu's Maul auf, und die Augen zu!

Bäbeli.

Ja, du thust mir etwas wüstes ins Maul.

Jones.

Nein; das thu ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli.

Ja, aber wenn du ein Schelm bist! Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brod in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Mund und sagt: das war lustig — sitzt nieder und ißt's.

* * *

Nun

Nun waren Leonors Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten Vater und Mutter, wie es ihnen gegangen wäre, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern; gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Leoner lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebetbuche — und es war ihnen wohl am Abend des heiligen Fests.

Lied einer Schnitterin.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
Erndte, reif und warm:
Sieh, ein Mädchen voller Freuden,
Sammlet dich in Arm!

Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,
Reift dich Sonnenstrahl;
Falle, falle, goldne Aehre!
Alles fällt einmal.

Abends bindt man dich in Garben,
Führt dich jauchzend heim:
Menschen kamen auch und starben;
Alles kehret heim.

Einst auch fall ich Schnittermädchen
So dahin, dahin —
Und es regt sich wohl kein Blättchen,
Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
Ueber Grab und Flur,

Und

Und aus todter Hülle gehet
Schönere Natur.

Falle, falle, goldne Aehre;
Reif vom Sonnenstrahl;
Trink zur Letze diese Zähre,
Unter Sang im Thal.

Aus dem Helvetischen Kalender.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen;
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

„Ach, fing der Reitknecht an:
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer, ich unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt.
In sieben Schlachten stets gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
Und sprach: „warum habt ihr denn alles dies gethan?

„Wa-

„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Und was ich bin, ein Held zu seyn.“

O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' euch, laßt' euch nicht verdrießen,
Ich sag es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als ihr, gethan.

Gellert.

Betrachtung über einen Vogel.

Ich beobachtete neulich aus meinem Gartenhause ein Vögelchen, das sich, innigst vergnügt, auf den Rand eines Blumentopfs unter einem blühenden wohlriechenden Pomeranzenbaum niedersetzte.

Unwissend, daß es in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ es sich allen den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit, und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen empfindsamen Wesen erwecken.

Es sonnte seine Flügel in den erquickenden Strahlen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einer Seite des Randes auf die andere, und ergötzte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hackte, und entweder einer seiner Gespielen, oder seiner Kinder, oder vielleicht gar seine Gattin seyn mochte.

Nach ungefähr fünf Minuten flog es aus diesem engen Bezirke eines kleinen Gartens wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestim-

mung, um unter unzähligen Freuden sein schuldloses Leben fortzusetzen.

Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Wallfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur, als die Ewigkeit vor.

Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wann sich unsre Seele durch einen raschen Flug in die höhern und unermeßlichen Sphären der Ewigkeit erheben wird!

Aus dem Hannöverschen Magazin.

Gespräch

zwischen Vater und Sohn.

Sohn.

Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum ein halbes Jahr, da Sie mir sagten, wir hätten heute das Aequinoctium oder die Nachtgleiche *). Der längste und kürzeste Tag kommen doch jährlich nur einmal.

Vater.

Wunderlicher Knabe! Eben davon kommt's, daß Tag und Nacht jährlich zweimal gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmal und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmal, und also jährlich zweimal erfolgen.

*) Die Zeit im Jahre, da Tag und Nacht einander völlig gleich sind, indem der eine wie die andere gerade nur 12 Stunden dauert.

Sohn.

Bin ich nicht albern gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte, so hätten wir auch nur einmal Nachtgleiche.

Vater.

Laß dir deine unbedachtsame Frage nicht leid seyn; du kannst etwas sehr Nützliches dabei lernen.

Sohn.

Was denn?

Vater.

Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern, das Unglück hingegen als die kürzern traurigen Tage ansehen; die Zeit aber, die ohne groß Glück und Unglück, d. i. die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als Aequinoctionaltage betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene, wie zwei zu eins, verhalten. Grund genug zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

Aus dem Hannöverschen Magazin.

Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt.

Jeannot und Colin lernten beide zu gleicher Zeit lesen bei dem Schulmeister des Dorfs.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne.

Diese beiden Knaben liebten sich sehr, und nur dann sah man sie recht vergnügt, wenn sie beisamen waren; mußten sie sich aber trennen, so war's ihnen

bei-

beiden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beinahe verflossen, als der Schneider dem Jeannot ein Kleid von Sammet mit einer goldgestickten Weste und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Ueberschrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber; aber Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweiten Briefe an den jungen Herrn Mark von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene den armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Du wirst nicht wissen, lieber junger Leser, woher diese plötzliche Veränderung gekommen sey. Höre also an:

Jeannot, der Vater, hatte durch allerlei Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich bald darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Marki von Jeannotiere wollte nun seinem Sohn eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte nicht zulassen, daß er Latein lernte; denn, sagte sie, es werden ja nur französische Opern und Komödien gespielt.

Man wollte ihm die Erdbeschreibung lehren: aber die Frau Markisin sprach: wozu das? Die Postillons werden den Weg nach seinen Gütern wohl ohne ihn zu finden wissen.

Man redete davon, daß er die Geschichte lernen müßte. Possen! antwortete die Frau Markisin; wenn er nur weiß, was sich an jedem Tage in Paris zuträgt: was braucht er sich um die vergangenen Zeiten und um andere Länder zu bekümmern?

Aber ein wenig Arithmetik, meinte der Herr Marki, könnte dem jungen Herrn doch wohl nicht schaden!

Gehen Sie! antwortete die Frau Markisin: wozu wird er denn einen Homme d'Affaires *) halten, wenn er seine Ausgaben und Einnahmen selbst berechnen soll?

Nachdem man auf diese Weise alle andere Wissenschaften durchgegangen war, so ward endlich beschlossen: der junge Marki sollte — tanzen lernen.

Da sich nun also das junge Herrchen mit nichts als mit seinem Putze zu beschäftigen hatte: so war es sehr natürlich, daß der Müßiggang ihn bald in Ausschweifungen und Laster stürzte.

Er

*) Ein Mann, der seines Herrn Hauswesen besorgen und Rechnung darüber führen muß.

Er verschwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Ekel und Reue zurückließen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zuzueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heirathen.

Der Marki und die Markisin, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beiden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der junge Marki die Glückwünschungen bei seiner künftigen Gemahlin an: als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz ausser Athem ins Zimmer trat.

Was gibts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wohl nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsbedienten leeren das Haus ihres Herrn Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar vom Gefängniß. Ich für meinen Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind, Marki!

Der

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren schon davon gelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beistand, ohne Trost, weinend über ihre vorigen Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird ihnen mit ihrem Vermögen beispringen. Ich eile sie herzuführen.

Er ging; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfing:

„Wie, Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, seine Mutter so im Stich zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr immer noch recht gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde.“

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickte er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, ließen ihn aber leer wieder von sich gehn.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Markis war jetzt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollt' er anfangen?

Indeß er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten schwerbepackten Reisewagen, mit ledernen Vorhängen, langsam herbeirollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger, grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesicht, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug ging langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Markt mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel!“ rief er plötzlich aus, „was seh ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!“

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Satz aus dem Wagen, und hing seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehn.

Jetzt erkannte er ihn; es war — Colin! Thränen der Reue und der Schaam benetzten sein Gesicht; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu geworden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drei gehen jetzt zu Fuß voran; das Gepäck folget ihnen nach.

Wem gehört denn alle die Bagage, fragte Jeannot? Ist sie die Ihrige?

„Ja,

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.“

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheirathet; wir arbeiten viel und Gott segnet uns. Wir haben unsre Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.“

„Aber du mußt nicht mehr Marki seyn; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.“

„Du sollst mit mir nach unserm Vaterlande ziehen; da will ich dir mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.“

Jeannot war außer sich; er fühlte eins ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Schaam; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stich gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kömmt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!“

Colin merkte, daß das Schicksal des Vaters seinem Freunde auf dem Herzen lag, und sagte daher:

„Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrift, so verstehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien.“

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Eltern, in ihr gemeinschaftliches Vaterland: ihre Titel ließen sie zurück, und fingen an ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heirathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

Eltern und Sohn waren nunmehr überzeugt, daß das Glück der Menschen nicht in Eitelkeit, sondern in einem mäßigen, arbeitsamen und tugendhaften Leben bestehe.

Wohl dem jungen Menschen, der dies frühzeitig aus ihrem Beispiel lernt!

Nach dem Französischen des
Herrn von Voltaire.
C.

Ueber die Sparsamkeit der Natur.

Auf daß nichts umkomme! Ohne Zweifel ist dieser Grundsatz eine von den unzählbaren Absichten gewesen, die der Schöpfer bei der Einrichtung der Welt vor Augen hatte.

In tausend Fällen offenbaret sich die Sparsamkeit der Natur. Es ist nichts so geringe, nichts so abgenutzt, was in dem großen Reiche Gottes nicht noch zu irgend etwas gut wäre.

Ich ward an einem von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordene Oberfläche an vielen Orten, bis auf das durchscheinende frischere Holz, benagt war.

Indem ich über die Ursache dieser Wirkung nachsann, sah ich eine Wespe, die um den Stock herumflatterte.

Ich

Ich wollte sie fortscheuchen; aber alsobald fiel mir ein, daß einst Reaumur *) den Wespen an den Fensterrahmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von diesen mürben Holzspänchen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten.

Ich ließ sie also ganz ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusetzen.

In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr als einem Orte verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese saubern Spänchen in ihrem Munde gesammelt, flog sie davon.

Die graue, löschpapierartige Hülle also, womit diese Insekten, auch die größern Hornisse, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist alles von solchem, dem Moder nahen Holze verfertiget, das sie mit einem klebrigten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als der Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen.

Nachdem die Farbe des Holzes, oder der Baumrinde beschaffen ist, nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell- und dunkelbraunen Baste mit wellenförmiger Schattirung so artig gebauet waren, daß es jeden Zuschauer in Verwunderung setzte.

Was also der Mensch nicht mehr nutzen kann, das braucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen Gottes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen — auf daß nichts umkomme!

Aus dem Hannöverschen Magazin.

Die

*) Ein Mann, der die Natur fleißig beobachtete.

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andere ein Franzose, hatten beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere.

Zufälliger Weise wurden beide zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Freundschaft ist die beste Trösterinn der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit.

Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten sich wechselsweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemals das Glück haben sollten, wieder frei zu werden.

Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des Andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie darnach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die mühseligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte, mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsichtes Gebürge geführt werden sollte.

Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein; ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meer hin.

Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals und rief mit Entzücken aus: „siehst du, Lieber, dort am fernen Horizonte ein Schiff erscheinen?“

Roger sah hin, nahm das Schiff in der Ferne wahr, konnte aber noch nicht begreifen, warum sein

Freund

Freund darüber so außer sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

„Dieses Schiff ist hoffentlich ein christliches. Nach seinem Laufe zu schließen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach, hier nicht vor Anker gehn.

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber seyn wird: so stürzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab ins Meer, schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei seyn, und in kurzen unser Vaterland, unsre Eltern, unsre Freunde wiedersehen. —

Hier stürzte er sich seinem Freunde abermals in die Arme, und benetzte mit Freudenthränen seine Wangen.

Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

„Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!"

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können; werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnt' ich mit dir hinabspringen, da ich niemals schwimmen gelernt habe?

Antonio. So hab' ichs gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken; ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten im Stande seyn.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzest.

Antonio. Gesetzt nun auch, ich unterläge der Größe unserer kühnen Unternehmung: ists denn nicht besser, wir sterben beide in einem Augenblick, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern durch die stete Erinnerung daran sein ganzes Leben verbittert werde. — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, wird mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; adieu! wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn.

Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtsvolles Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, riethen ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern.

„Nein, nein, sagte er endlich zu sich selbst, — und wäre deine Drangsal noch einmal so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hoffnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden: so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage."

„Antonio werde glücklich, wie er es zu seyn verdient. Ich will bleiben, will leiden, bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird."

So Roger. Indeß durchschnitt das herannahende Schiff mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, meist gegen über.

Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nützte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde und sprach:

„Jetzt, lieber Roger, ist es Zeit! deine Hand, und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschließen, in dein großmüthiges Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft!

Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen, Muth und geschwinde Entschließung haben wir nöthig. Widersetze dich nicht länger. Noch ein paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen; will noch einmal ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arm, erreicht in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich getrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen.

Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Herabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten.

Antonio rafft alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Anstrengung dem Schiffe entgegen.

Zum Glück bemerkt man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe.

Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot um die Flüchtlinge wieder einzuholen.

Antonio bemerkt die Gefahr, und verdoppelt sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich umgesehen, und da er an der Möglichkeit, den Nacheilenden zu entrinnen, verzweifelt; so ruft er seinem Freunde zu:

„Rette dich, Lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!“

Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers. Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben den Geist aufgeben will, und beide bleiben eine Zeitlang unsichtbar.

Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind.

Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen.

Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft, faßt noch einmal Muth, kämpft, ermattet von neuen, und ist so eben im Begriff, zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hülfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhindert.

Man zieht beide über Bord — den Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: helft meinem Freunde, ich sterbe!

Mit diesen Worten fiel er ohnmächtig nieder.

Man

Man sucht beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst ins Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken da er den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah!

Er stürzt sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllt die Luft mit seinen Wehklagen.

Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund.

Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei.

Man verdoppelte die Bemühung mit Reiben und Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öffnete.

Seine Blicke suchten Roger; sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr ins Leben.

Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen.

So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen; und in kurzer Zeit waren beide völlig wiederhergestellt.

Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesund und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Bourdeaux.

Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit.

Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnü-

gnügen eines persönlichen Umganges, durch einen liebevollen Briefwechsel.

Nach dem Französischen des Herrn d'Arnaud.

Betrachtung bei einem Bache.

Murmelnder Bach! deine unzähligen Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen.

Woher kommts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? — Der erste kleine Anstoß gab dir ohne Zweifel eine unmerkliche schräge Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zikzak, das du in deinem Wege bildest.

Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten auch nur geringen Abweichung von dem geraden Wege der Tugend.

Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden.

Aus dem Hannöverschen Magazin.

Henriette.

Eine Kindergeschichte.

Henriette war ein kleines Mädchen von zehn Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Eltern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichem Geiste, und von sehr gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigen-

thum an; aber keine Freude war ihm schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Gütchen — es war auf dem Lande, lebte ein sehr reicher Beamte, der vier Kinder hatte. Das älteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drei, jünger als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar alles, was man gewöhnlich zu den Bequemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberflusse hätten, dabei aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt, so gern überall die Freude verbreiten mochte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bei diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmann ausbat.

Der Amtmann war so unglücklich, seit einigen Jahren keine Frau mehr zu haben, und seine vielen Geschäfte hielten ihn ab, sich um die Erziehung seiner Kinder, wie ers gern gewollt, zu bekümmern.

Wie traurig wars also, daß er, so oft er bei der Mahlzeit, oder in irgend einer andern müßigen Stunde, sich bei seinen Kindern zu erholen dachte, nichts als verdrießliche störrige Gesichter sah, und nichts als ewige Zänkereien hören und schlichten mußte!

Er suchte diesem Uebel manchmal durch Geschenke neuer und kostbarer Spielsachen abzuhelfen: aber zu seinem noch größeren Misvergnügen wurden diese die mehrste Zeit nur die Veranlassung neuer Zänkereien. So ge-

wiß ists, daß kostbare Sachen keine Freude geben können, wenn das Herz nicht ist, wie es soll!

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bei seinem trocknen Butterbrod und in seinem Röckchen von Leinewand so glücklich war, und ihren Eltern, und allen, die es kannten, so viel Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum erstenmal hinging.

Der Anblick des weiten Hofraums, der prächtigen Gebäude, u. s. w. hätte sie stutzen machen können, wenn sie für so was Augen gehabt hätte; aber sie eilte nur dem Garten zu, wo sie am liebsten war, und wo sie die Kinder am ersten zu finden dachte.

Sie irrte sich; sie waren alle viere, zwei Knaben und zwei Mädchen, in einem großen Saal beisammen.

Man führte sie hinein, und hier hätte das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das eine in diesem, das andere in jenem Winkel saß; das eine noch weinte, das andere eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahn.

Sie blieb still stehen, bis die Aelteste endlich sich so viel zu fassen vermochte, daß sie sie bei der Hand nahm, und zu den andern führte, die sie denn mit so schlechter Manier, als es bei übler Laune immer zu seyn pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viel natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übelgestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; — aber sie faßte sich bald, und indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthür stand, zum Bewundern gewiesen hatte, sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

„Er ist schön: aber warum setzen wir uns nicht hinein?"

Ob der Ton, womit sie dies sagte, schon fähig war, alles zu beleben und in eine andere Laune zu versetzen, weiß ich nicht; genug, bei dem ersten Schritt, den Henriette that, sprang jeder aus seinem Winkel und an den Wagen.

Sobald es indeß an's Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon, „o ich muß fahren!" und „nein, du hast erst gefahren!" und „nein, so will ich gar nicht mit dabei seyn," und ähnliche Reden, die man aus dem Munde ungezogener Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel, „o darf ich nur nicht heute der Führer von allen vieren seyn, da es das erstemal ist, da ich hier bin?" —

Umsonst bat die Aeltste sie, daß sie doch lieber in den Wagen einsitzen sollte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon gewirkt, — sie blieb dabei, dies mache ihr mehr Vergnügen, und sie könnte ja nachher tauschen."

Dies geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank, allein es ereignete sich bald eine Gelegenheit, die alles beinahe verdorben hätte; aber Henriettens gute Laune stellte auch hier das Gleichgewicht wieder her.

Der Wagen lief, durch die Schuld des itzigen Führers, zu nah an eine Hecke, und um lag er!

Da lag nun das eine hier, und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rock in die Höhe, das andre hatte Mund und Nase voll Sand, alles aber schallt und brummte mit dem Führer, und jeder gab den leichten Schaden, den er gelitten hatte, für etwas großes aus, damit er nur Recht zu zanken hätte.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um den andern zu helfen, so half sie allen, einem nach dem andern, in die Höhe, und dies wirkte denn so viel, daß man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beitrug, war, daß man, als alles wieder in der Höhe war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie zugab, daß man sie viel darüber beklagte, oder ihr was aufzulegen holte, bat sie: nicht daran zu denken; packte eins nach dem andern wieder in den Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmal erlaubte, der Führer davon zu seyn.

Dies ward einstimmig von allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit andern Zeitvertreiben abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in alle ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viel kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man dem, der sie fodert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauschen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode jemals gehabt hatten. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist: so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übeln Laune bei diesen armen Kindern mit ansehen.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte: aber das Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Saamen, aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte was vermochte, — mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wollte sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich willens war, oder im Stande gewesen, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, machte so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerei für diesmal aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmal so nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drei andre lang dünkte, an dem sie nicht wenigstens auf ein Stündchen zu ihnen kam.

Damit man sich aber nicht wundere, wie sie zu ihrem Vergnügen so auf die Nachbarschaft gehn konnte, da sie das einzige Kind ihrer Eltern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht bloß zum müßigen

Spiel

Spiel erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielin der Schönaus war.

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerlei kleinen Geschäften gewöhnt war, die ihr eben so viel Freude machten, als sie sich und andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerlei Sachen artig aus Papier nachschneiden, kleine unschuldige fröhliche Lieder singen, u. d. gl. Am allerbereitsten aber war sie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bei den kleinen Haushaltungsgeschäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

So war zum Beweis niemand geschwinder im Verlesen der Gemüse und Kräuter, im Ausschoten der Erbsen und Bohnen, ja sogar im Ausgäten der Gartenbeete, wenns Noth war, kurz, in allen Arbeiten, die zur Wirthschaft gehören, und sie sprach davon mit so vielem Vergnügen, daß es denen, die um sie waren, gleich Lust machte, es mit ihr zu thun.

Mit der Zeit war sie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauischen Hause allerlei Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die sie in ihrer Abwesenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereien verstopft, sondern eine noch weit größere zum Vergnügen geöffnet ward.

Sie lehrte sie nämlich, so wie sie es bei ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die sie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuschenken, und sich an den Freuden der Eltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönaus vorher nichts verstanden, bloß, weil man ihnen nichts davon gesagt hatte.

Jetzt aber ward es bald zur Gewohnheit, daß sie schon immer zum voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rath zogen, was sie diesem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Fest machen wollten.

Es ist sehr natürlich, zu denken, daß, da dieser Trieb, Freude zu geben, einmal bei den Kleinen erweckt war, er sich auch auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen andern so werth war: aber der einzige Fehler von dieser war, daß sie nie ein Geschenk, es mochte seyn, groß oder klein, von den Schönaus annahm, wenn diese sie auch darum noch so sehr baten.

Vermuthlich mußten es ihr wohl ihre Eltern aus wichtigen Ursachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter diesen Umständen sieht man nun leicht ein, daß sie es erlauben konnten, daß Henriette so oft, als möglich, das Schönauische Haus besuchte, wo sie eben so viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm; und die Veränderung, die sie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit so groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus es bemerkte, sondern daß selbst die Nachbarschaft anfing, aufmerksam darauf zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibsel der alten Fehler in dem Umgange der Kinder unter sich sichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabei war, so durfte sie nur lachen, oder spotten, und man schämte sich, oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon sie unvermerkt, und ohne selbst was davon zu wissen, die Kinder besserte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, sich vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblick zu scheuen und sich zurück zu ziehn.

Sie

Sie selbst war hievon durch ihre Eltern so sehr entwöhnt, daß sie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Gesundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelassen aushalten, sondern auch den Anblick von Wunden und Krankheiten an andern, ohne wegzusehn, aushielt, so bald es möglich war, daß sie eine Hand mit reichen konnte.

Sobald also auf dem Hofe der Schönaus von den Leuten oder den Kindern nur irgend einer krank war, oder einen Schaden hatte: so ruhte sie nicht, sie mußt es sehn, oder wenigstens wissen, ob sie nicht etwas beitragen könnte, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es endlich dahin, daß erst die Aeltste, und hernach die Kleinen ihrem Exempel folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich gute Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie's noch leichter dahin, daß die kleinen Schönaus, die ihr nun einmal in allem folgten, es ihr auch in diesem Stück nachthaten.

Die Folge davon war, daß sie, statt, daß der Vater sonst fast alle Woche einmal den Arzt aus der Stadt holen lassen mußte, ihn nun schon in drei Monaten nicht gebraucht hatte: denn Fröhlichkeit und Beschäftigung sind die kostbarsten Arzeneien den Kindern, die bei Zeiten sich daran gewöhnen.

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauschen Kinder nach gerade an, Henriettens einfache Art der ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügung gestöhrt hatte.

Da dies überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäft zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Nie-

Niemand hatte daran größere Freude, als die alte Haushälterin des Amtmanns, eine brave tüchtige Frau, die die Kinder ihres Herrn, dem sie so treu war, so gern zu nützlichen und guten Menschen gemacht sah, aber nichts dazu thun konnte.

Nunmehr gings an, daß Henriette sich oft Gemüse und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verlesen; ja, die Aeltste gewann sogar auch Geschmack daran, ein Gericht oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

Eine solche gänzliche Verwandlung seiner Kinder brachte den guten Amtmann endlich dahin, daß er an seine Schwiegerin, eine vortreffliche Frau, die 10 Meilen davon ebenfalls auf dem Lande lebte, schrieb. Diese war oft Zeuge von dem garstigen Ton und dem unartigen Betragen gewesen, welches unter den Kindern ihres Schwagers eingerissen war, und ihm und ihr manche traurige Stunde machte; auch hätte sie die Kinder gern zu sich genommen, wenn nicht ihr Gatte, ein kränklicher Mann, der die Ruhe sehr liebte, und derselben im Schoß seiner Familie gewohnt war, sich dies allezeit verbeten gehabt hätte.

An diese schrieb er nun, und bat sie inständig, ihn doch, so lange sie ihren Mann und ihr Haus verlassen könnte, zu besuchen, weil er mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen hätte.

Diese gute Frau, die nichts anders vermuthete, als daß die Kinder wieder die unglückliche Ursache dieser Bitte wären, und daß vielleicht eine neue Einrichtung damit getroffen werden, oder sie gar aus dem väterlichen Hause weggegeben werden sollten, eilte, was

sie

sie konnte, um hinzukommen, und stellte sich zum voraus manchen unangenehmen Auftritt vor, dem sie würde beiwohnen müssen.

Auch war sie in einem Jahre nicht da gewesen, und hatte alle Ursache zu fürchten, daß die Kinder während der Zeit in ihren schlimmen Gewohnheiten nur noch weiter gegangen wären.

Sie sah mit einer Art von Beklemmung die Annäherung des Amthofes, und fuhr mit Zittern auf denselben hinauf; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nicht nur den Amtmann in der Mitte seiner vier Kinder mit den heitersten Gesichtern ihr entgegen kommen sah, sondern da die letzten auch nicht aufhörten, mit Hüpfen und Springen und Fragen, und einem: „hören sie, liebe Tante!" und „kommen sie geschwind, liebste Tante!" da sie sonst nur feierliche Gesichter zu sehen gewohnt war, und da diese Kinder sonst sich kaum so lange zwingen konnten, bis das erste Willkommen vorüber war, um in ihre kleinen verdrießlichen Grunzereien auszubrechen.

Der Amtmann, der ihr Erstaunen mit stummer Freude ansah, ließ sich nichts merken, sondern führte sie hinein.

Hier hatte sie nun bald Gelegenheit, während ihrer Unterredungen, zu sehen, daß das, was sie vielleicht im ersten Augenblick für angenommene vorübergehende Heiterheit gehalten hatte, jetzt wirklicher Ton der Familie geworden war.

Keine laute Zänkereien, kein leises Brummen — keins, das dem andern in den Weg trat — alles Liebe und Freude und wechselseitiges Bemühen, sich einander zu dienen, und Wettstreit, einander in der Geschwindigkeit, es zu thun, zuvorzukommen. —

Tau=

Tausendmal wollte sie mit der Frage heraus, ob das, was sie sah, auch dauerhaft, obs nicht bloß Vorstellung sey? Ihre Klugheit aber hielt sie zurück; sie wollte sich lieber mit eigenen Augen davon überzeugen.

Sie wartete die Mahlzeit ab. — Alles ging auf dem nämlichen Fuß fort. Da war kein Meistern des einen über das andere, kein: laß mich da sitzen! und: das muß ich haben! u. d. gl. Sogar sah sie, daß Amalie, so hieß die Aeltste, zuweilen aufstand, und Sachen, die auf dem Tische fehlten, ungeheißen besorgte.

Scherz und kleine Tändeleien wechselten ab. — Mit Ungeduld wartete sie, bis der Tisch aufgehoben war. — Nun konnte sie sich nicht länger halten. —

„Bruder, sagte sie, mit der äußersten Bewegung, ich kann ihnen nicht länger meine Verwunderung bergen. Die Verwandelung, die ich in ihrem Hause unter ihren Kindern finde, ist mir wie Zauberei.“ —

„Sagen sie mir, woher entsteht sie? Wer hat sie gewirkt? Wer ist so glücklich gewesen, sie zu einem so beneidenswehrten Vater zu machen?“

Mit Thränen antwortete der gute Amtmann: „Ich wußt's, liebe Schwester, welche Freude es ihnen machen würde, ein Augenzeuge davon zu seyn, und um diese Freude zu vermehren, verschwieg ich sie ihnen.“

„Ich weiß, sie vergeben mir gewiß, daß ich sie vielleicht mit unangenehmen Vorstellungen zu mir kommen ließ.“

„Ja, von ganzem Herzen,“ sagte sie, indem sie die Kleinen eins nach dem andern an die Brust drückte, und das Geständniß von ihnen selbst herauslockte, wie ihr jetziger Zustand den vorigen weit überträfe, und wie sehr es bei den Kindern selbst stehe, durch Fröhlichkeit und liebevolles Betragen ihr eignes sowohl als das Glück ihrer Eltern zu befördern. —

Es war die rührendste Scene, die man sich denken kann; alles weinte — aber vor Freude.

Nur die gute Tante konnte nicht länger aushalten; sie mußte wissen, woher das Wunderwerk entstanden, wer der Urheber davon wäre?

„Denn, sagte sie, der ist der größten Belohnung werth.“

Die fröhlichen Kinder wollten nun alle aus einem Munde ihre kleine Wohlthäterinn nennen, als der Vater ihnen durch ein Halt! Stillschweigen auflegte, indem er hinzusetzte, daß er sie damit den nächsten Tag bekannt machen wollte, — weil er voraus sah, daß ein solcher Auftritt für heute zu viel Rührendes für diese herrliche Seele, in Betracht der weiten Reise die sie gemacht hatte, haben möchte. Sie mußt' es sich gefallen lassen.

Der Tag ging schnell unter den heitersten Empfindungen hin, und was der guten Tante Zufriedenheit aufs höchste brachte, war, daß sie eine Art von geschäftiger Thätigkeit unter den Kindern ausgebreitet sah, davon sie vorher in diesem Hause nichts gekannt hatte.

Jedes wies ein Probestück von kleiner Arbeit; jedes trug davon ein Stück an sich, und die einfachere Art, sich zu kleiden, war nicht der kleinste Vortheil, den sie als eine Folge der veränderten Lebensart unter diesem glücklichen Häufchen bemerkte. —

Am Abend, da sie in ihre Schlafkammer kam, ward sie noch auf die angenehmste Art durch verschiedene kleine Geschenke von Handarbeiten, Zeichnungen, Inschriften und Blumenkränzen überrascht, womit die Kinder unter der Anleitung der guten Henriette der Tante ein heimliches Fest zubereitet hatten.

Sie legte sich mit den freudigsten Empfindungen und mit Dank gegen die Vorsehung zu Bette, und erwartete, nach einigen Stunden sanften Schlafs, mit Un=

Ungeduld den Morgen, der sie mit dem Urheber der zurückgekehrten Glückseligkeit dieser Familie bekannt machen sollte.

Das erste Zusammenkommen am andern Morgen zwischen der Frau von G. (so hieß die Tante) und ihrem Schwager und den Kindern war lauter Liebkosung und Freude — und nun gings an ein Wiederholen der gestrigen Fodrung, den Stifter dieser Freude kennen zu lernen.

Der Amtmann hatte Henrietten mit samt ihren Eltern zu Mittag eingeladen; aber da der Vater eben Geschäfte halber nach der Stadt war, und die Mutter häuslicher Einrichtungen wegen es sich verbitten mußte; so kam Henriette nur allein, und zwar wie gewöhnlich in der Abendstunde, nachdem sie ihre kleinen Geschäfte zu Hause vollendet hatte.

Die gute Tante war unterdeß schon darauf vorbereitet worden: daß ihr Schwager sein Glück dem einzigen Beispiel eines kleinen muntern, wohlgezogenen, fleißigen Mädchen zu verdanken hätte, welches die Vorsehung selbst zu ihm geführt zu haben schien, um seine Kinder noch eben zu rechter Zeit auf einen guten Weg zu bringen.

Sie konnten den Augenblick kaum erwarten, ehe das Mädchen kam.

Endlich sah sie das kleine heitre Geschöpf im weißen leinenen Kleidchen und mit einem Strohhut ohne alle andere Zierrathen, als eine frische Rose dran, daher hüpfen — sie sah sie kaum mit bescheidener freundlicher Miene und langsamer gewordenem Schritt auf sich zukommen: so hatte sie sie schon in ihren Armen, und erdrückte sie fast mit ihren Küssen.

„Gott segne dich, gutes liebes Mädchen," rief sie zu wiederholtenmalen aus; „Gott segne dich, daß

du die Freude dieses Hauses wieder hergestellt hast!" küßte sie dann wieder, und die hellen Freudenthränen liefen ihr dabei die Wangen herunter.

Henriette, die nicht wußte, was die gute Tante mit allen diesen Liebkosungen sagen wollte, weil sie sich bei dem, was mit den Schönauschen Kindern vorgegangen war, nie ein Verdienst beigemessen hatte, und keinen andern Lohn kannte, als die Freude, die man einerndtet, wenn man sie andern macht — gerieth in die bescheidenste süßeste Verlegenheit von der Welt; kam auch nicht eher heraus, als bis die gute Tante, die dieses merkte, sie wieder ihrem unschuldvollen fröhlichen Gange mit ihren Gespielen überließ.

Hier nahm sie bald ihre eigenthümliche heitere Ruhe und lebhafte Geschäftigkeit wieder an, und bewies mehr, als alles, was der Tante vorhin von ihr beschrieben war, durch welche Künste sie diese gänzliche Verwandlung bei ihren Schwesterkindern zuwege gebracht, nämlich durch gute Laune und Beispiel, welches mehr ist, als alle Lehre.

Die gute Frau konnte sich nicht satt dran sehn und hören, wie sie mit der größten Lebhaftigkeit überall beobachtete, wo sie etwas zum Dienst der andern thun konnte; wie sie mit einem einzigen Scherz, mit einem einzigen Lächeln die Freude um sich her verbreitete, und alles mit einer gleich lebendigen warmen Gefälligkeit ansteckte. —

Wie bedauerte sie, daß sie nicht mehr, als diesen einen Tag, Zeuge davon seyn konnte! denn den andern Tag mußte sie schon in aller Frühe wieder fort.

Einige Zeit vor dem Abschiednehmen versuchte sie es nunmehr, die Kleine mit einem Geschenk zu überraschen, davon sie gewiß glaubte, daß es ihr gefallen würde.

Henriette sah das Geschenk mit bescheidenem Wohlgefallen an; denn sie war gar nicht gleichgültig gegen hübsche Sachen; aber es anzunehmen — nein! dazu waren keine Ueberredungen in der Welt fähig sie zu bewegen; vermuthlich, weil der Wille ihrer Eltern ihr ein heiliges Gesetz war.

Die gute Frau sah nun wohl ein, daß ein Kind dieser Art auf seine eigne Weise behandelt und belohnt seyn müßte — sie drang nicht weiter in sie, sondern nahm ihre Klugheit zu Hülfe, um auf die Spur zu kommen, wie sie irgend etwas für sie thun könnte, das ihr angenehm wäre.

Sie ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Sie mußte ihr von ihren Eltern erzählen, und, als sie hörte, daß ihr Vater, seiner schwächlichen Gesundheit halber, aus der Stadt aufs Land gezogen wäre, erkundigte sie sich genau nach der Beschaffenheit seiner Kränklichkeit. —

Sie fand bald, daß sie von einer solchen Art wäre, daß ihm das Reiten dienlich seyn könnte.

„Er sollte fleißig reiten;“ sagte die brave Frau von G....

„Ja, antwortete Henriette, „das haben ihm schon viele gerathen.“

„Und warum thut ers denn nicht?“ fragte die Frau von G...

„Weil er kein Geld dazu hat,“ antwortet Henriette mit unbefangener Offenheit; denn sie hatte nie gehört, daß ihr Vater sich schämte, zu gestehn, daß er nicht reich sey — oder daß der bloße Reichthum ein Verdienst wäre.

Die Frau von G... nahm den Wink mit Freuden an; that aber, als dächte sie nichts dabei, und lenkte die Unterredung so unmerklich auf andere Dinge,

daß Henriette in ihrer Fröhlichkeit nichts gewahr ward.

Die ganze übrige Zeit enthielt die Frau von S. sich geflissentlich aller Ausbrüche von zärtlicher Erkenntlichkeit gegen Henrietten, und selbst beim Abschied von ihr, gab sie ihr bloß einen stummen Kuß, weil sie sich schon zum voraus durch den Gedanken schadlos hielt, daß sie ihrem Herzen nun bald auf eine bessere Art Luft machen könnte.

Sie reiste den andern Morgen frühe unter tausend Freudenthränen ab, und das Bild dessen, was sie in dem Schönauschen Hause gesehn, noch mehr aber ihr Vorsatz samt den Folgen, die sie sich davon versprach — verkürzten ihren Rückweg.

Sie nahm jedoch beim Absteigen in ihrem Hause erst noch eine etwas ernsthafte Mine an, als ob ihre Reise noch nicht glücklicher, als sonst, gewesen wäre. —

Ja, sie drang sogar, um die Ueberraschung zu vergrößern, von neuem in ihren Mann, daß er ihr doch erlauben möchte, die Schönauschen Kinder zu sich zu nehmen, und nun, als dieser bereits anfing zu wanken, änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit der frohsten Bewegung:

„Nein, lieber Mann, Gottlob es ist unnöthig. Die Vorsehung hat unserm Schwager einen Engel zugeschickt, der uns aller unsrer Sorgen überhoben, und ihn zu dem glücklichsten Vater gemacht hat.“

Sie erzählte hierauf nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihren Kindern, auf welche Art Henriette durch ihr tägliches Beispiel von gutherziger Fröhlichkeit, Fleiß und Dienstfertigkeit, diese Verwandlung allmählig zu Stande gebracht hätte; und diese wohlgezogne Kinder hatten so sehr ihre Freude daran, daß sie mit Ungeduld schon die Tage zu zählen anfingen, nach de-

ten Verlauf ihre Mutter ihnen versprach, daß sie das Schönausche Haus und Henrietten besuchen sollten.

Als sie mit ihrem Manne allein war, theilte sie ihm endlich ihren Vorsatz in Ansehung Henriettens Vater mit; und es dünkte den guten Mann, der so wohlhabend als wohlthätig war, eine Kleinigkeit, zu einem solchen Endzweck ein Pferd wegzuschenken.

Nur wollt er durchaus, daß es dasjenige seyn sollte, wovon er selbst in Ansehung seiner Gesundheit manchen Dienst gehabt hatte, und das so sanft als sicher auf den Füßen war.

Jetzt kam es bloß darauf an, das Pferd an seinen Mann zu bringen, ohne daß es Gefahr lief, wieder zurückgeschickt zu werden.

Zum Glück wußte kein Mensch um das Geheimniß; auch nicht einmal der Schwager: denn so pflegte es die kluge Frau von S. gern zu halten, wenn sie eine Sache unter Händen hatte, die mit Vorsicht behandelt werden mußte, daß sie sie ganz allein für sich betrieb.

Sie ließ nunmehr noch einige Zeit verstreichen, verabredete es alsdann mit einem Freunde, das bestimmte Pferd, als ob es vertauscht werden sollte, mit nach der Stadt zu nehmen, und es von da durch unbekannte Hände an Henriettens Vater zu überliefern, wobei die Anweisung der Futterung an einen gewissen Bauer im Lande zugleich mit erfolgte.

Die kleinen Schönaus hatten nunmehr nach der Abreise der Tante schon wieder eine Zeitlang in der glücklichsten Eintracht mit ihrer muntern Nachbarin gelebt, und waren so fest im Guten geworden, daß es sie nichts mehr kostete, die größten Gefälligkeiten gegen andere zu haben, und alles um sich her vergnügt zu machen.

Sie besuchten nun oft Henrietten, um von ihrer Mutter in wirthschaftlichen Arbeiten und sonst was Nützliches zu lernen.

Auch hatte der Amtmann nun seit einiger Zeit einen wackern Hofmeister, der den beiden Knaben nicht nur, sondern auch den Mädchen in manchen guten Sachen Unterricht gab, und es gern sah, wenn Henriette zuweilen mit Antheil daran nahm.

Eines Abends, als die Kinder sie hiezu nach ihrer Gewohnheit erwarteten, kam sie früher und außer Odem auf den Hof gelaufen, nahm die älteste Schönau allein, und klagte ihr mit ängstlicher Gebehrde, daß ihrem Vater von unbekannter Hand ein Pferd geschenkt worden: daß dieses ganz gewiß von der Frau von S. käme, daß sie solches durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe, und daß, wenn ihr Vater nur irgend auf die Spur käme, daß sie es veranlaßt hätte, sie gewiß wäre, daß er böse auf sie werden und es zurückschicken würde.

Sie irrte sich nicht, denn so leicht es diesem Manne ward, sich mit wenigem zu begnügen, und das zu entbehren, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so unerträglich war ihm jeder Schein einer Bettelei; und er würde nie zu bewegen gewesen seyn, dieses, obgleich in der reinsten Absicht ihm gemachte Geschenk, anzunehmen, wenn er gewußt hätte, wem er es zurückgeben sollte.

Zum guten Glück aber konnt' er auf keine Weise hinter das Geheimniß kommen: denn der Amtmann, an den er sich zuerst wandte, war so unwissend, als er selbst, und machte sich folglich so rein von allem Verdachte, daß er der Geber sey, daß auch keine Spur eines Zweifels übrig bleiben konnte.

Dazu kam der Umstand, daß Henriettens Vater grade vor einiger Zeit einem reichen durchreisenden Fremden einen sehr großen Dienst geleistet hatte, und auf diesen argwohnte er nunmehr vors erste.

Nun konnte er nichts weiter dabei thun, als sich des Geschenks als einer Sache bedienen, die ihm wenigstens nicht mit Unrecht zukam, wenn er sie gleich weder gewünscht, noch verlangt hatte.

Er that es, und zwar mit so glücklichem Erfolg in Ansehung seiner Gesundheit, daß er von einem hagern, keichenden, der Zehrung ähnlichen Schatten, nach einigen Monaten schon anfing, eine weit frischere Gestalt und Farbe zu gewinnen, und nichts mehr von seiner alten grämelnden Hypochondrie zu fühlen, die ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte.

Henriette, die mit der ältesten Schönau übereingekommen war, nichts zu entdecken, sah dieses von fern mit der innigsten Freude zwar, aber immer auch mit einer Art von Beklemmung an, wenn sie dachte, daß ihr Vater doch einmal hinter das Geheimniß kommen mögte.

Endlich, als er einst so recht erquickt von einem gethanen Ritt zu Hause kam, sich so recht warm und herzlich in Dank gegen die Vorsehung ergoß, die ihn durch ein so unerwartetes Geschenk zur Gesundheit geholfen, und so recht sehnlich wünschte, daß ihm Gott doch noch die Freude gönnen mögte, seinem Wohlthäter dafür zu danken, da konnte sich die gerührte Henriette nicht länger halten.

Sie fiel ihrem Vater mit lautem Schluchzen um den Hals, und gestand ihm alles.

Der erstaunte Vater ward betroffen, und seine ersten Empfindungen waren mehr Unwille, als Dank gegen Henriette.

Als

Als diese ihn aber mit der reinsten Unschuld versicherte, daß sie nicht auf die entfernteste Weise Gelegenheit dazu geben wollen, noch auf den Verdacht habe kommen können, daß die Frau von G. ihre Fragen aus solcher Absicht thäte, und ihn mit tausend Thränen bat, ihr doch nicht böse zu seyn: so ward er innigst gerührt; zumal da seine Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen sanften Art erinnerte, daß er bedenken möchte, daß er diesem Geschenke seine wiedererhaltene Gesundheit zu verdanken habe.

„Du hast Recht, meine Liebe,“ sagt' er darauf, „es würde Undank gegen die Vorsehung seyn, wenn ich mir ein Geschenk zur Quaal machte, das sie mir so augenscheinlich zur Wohlthat bestimmt hat.“

Er umarmte alsdann Henrietten, und sagte zu ihr: „sey ruhig, mein Kind; du weißt, daß ich alles eher ertrage, als eine Wohlthat, die ich nicht zu erwiedern im Stande bin; aber ich bin doch nicht ungehalten auf dich.“

Daß Henriette diese Wohlthat zehnfach durch das Gute verdient hatte, was sie bei den Schönauschen Kindern gestiftet, das ließ er durchaus nicht bei sich zur Rechnung kommen; denn er pflegte immer zu sagen: wer einem andern einen Dienst leisten kann, der hat seinen Lohn dahin; auch ließ er sich so wenig, als Henriette selbst, von einem Verdienst für sein Kind träumen, daß sie sich dort so gezeigt hatte, wie sie war.

Seine erste Bewegung trieb ihn nun wieder zu dem Amtmann hin, der von der Nachricht dessen, was seine brave Schwiegerin gethan hatte, eben so überrascht, als erfreuet ward.

Um seinen Dank abzutragen, verwies er ihn auf die Ankunft der Frau von G., die er mit ihrer ganzen Familie in den ersten Tagen der nächsten Woche erwartete.

Sie

Sie kam auch wirklich — statt aber den Dank von Henriettens Vater anzunehmen, nahm sie ihn allein, und beschrieb ihm umständlich, wie seine Tochter, durch ihr täglich Beispiel, ihren Fleiß, ihre muntere Geschäftigkeit, fröhliche Laune und gutherzige Gefälligkeit, alle die Glückseligkeit geschaffen habe, davon er nun selbst eine Zeuge in dem Schönauschen Hause wäre.

Sie that das mit einer solchen Wahrhaftigkeit und von aller Schmeichelei entfernten Menschenkunde, daß der gerührte Vater sich nicht erwehren konnte, sich seines Kindes, als des größten Schatzes zu freuen, womit die Vorsehung gute Eltern zu belohnen fähig ist.

Zugleich unterließ er nicht, dem Beispiele seiner würdigen Gattin das größte Verdienst bei der Bildung dieser Tochter zuzuschreiben, die keine Sorgfalt gespart, um sie vor bösen Eindrücken zu bewahren, und ihre Seele zum Guten, vor allem aber zu einem fröhlichen Muthe zu gewöhnen, der die Quelle so vieler Freuden für uns und andere ist.

Diese drei glücklichen Häuser gaben sich von nun an auf das freundschaftlichste die Hand, um ihr eignes und ihrer Nebenmenschen Wohl thätigst zu befördern; und so ward ein kleines Mädchen, wie Henriette, durch gutes Betragen, Wohlwollen und damit verknüpfte Heiterkeit der Seele, die Beförderinn nicht nur des Glücks ihres eignen Hauses, sondern auch einer fremden Familie.

E. R.

Die

Die liebenswürdige Kokette *),

oder

Schreiben einer Dame vom Lande.

Lachen Sie nicht, mein Schatz, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ernst anfange, koket zu werden.

Seit einem halben Jahre, daß ich jetzt wieder auf dem Lande bin, und täglich eine Menge von Armen und Elenden sehe, thue ich fast nichts, als Herzen rühren, Thränen erwecken, entzücken und bezaubern.

„Den will ich einmal recht heulen lassen!“ sagte ich gestern zu meinem Manne, der gar nicht wußte, was ich wollte, und flog auf den Platz, um einen alten armen Mann, der kümmerlich nach meinem Fenster sah, zu sprechen.

Ich hörte ihm recht freundschaftlich zu, fragte nach allen kleinen Umständen, die ihn drückten; beklagte ihn bei jeder Stuffe seines Unglücks; gab ihm erst etwas für seine Frau, dann für seine Kinder, und befahl zuletzt meinen Leuten, ihm zween Scheffel Rocken und ein Glas Brantewein zu geben.

Hier hätten Sie sehen sollen, wie dem guten Kerl die Thränen in feurigen Kugeln von den Wangen herunter rollten; er fing an zu schluchzen, und nie hab' ich die feinste Schmeichelei mit solcher heimlichen Wolust genossen, als die Dankbarkeit dieses Greises.

Wie er wegging, kam ein Anderer, mit einem Arm. „Guter Freund,“ sagte ich zu ihm, „wo habt ihr euren einen Arm gelassen?“ Den haben mir die Fran-

*) Eine Kokette nennt man ein Frauenzimmer, das nur immer darauf sinnet, wie es Andern, besonders Mannspersonen, schön und liebenswürdig scheinen möge.

Franzosen bei Minden abgeschossen," *) antwortet er mit ruhiger Gelassenheit.

Hier ließ ich ihn seine Heldenthaten erzählen; wie er unter dem Herzog Ferdinand gefochten, wie er im Felde acht Tage lang oft nichts als Kartoffeln aus der Asche gegessen, und doch niemals so sehr gehungert hätte, als jetzt.

Ich fragte ihn nach allem, was er von dem Herzoge wußte, und freute mich, daß seine Augen immer mehr funkelten, je mehr er von ihm sprach.

Durch alles Fragen, Loben und Bedauren, wobei ich ihm zuletzt einen Dukaten in die Hand drückte, und einen Scheffel Rocken zu geben befahl, setzte ich den Mann in eine solche Entzückung, daß er mir mit einem Eifer, den ich an einem Prinzen Unverschämtheit genannt haben würde, auf die Hand fiel, und sie küßte, ehe ich sie wegziehen konnte.

Fi! werden sie sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen. — Ja nun! es ist geschehen, und die Erinnerung macht mich nicht roth.

Mein Mann legt mir dies alles als eine Probe meiner Kokketterie aus, und ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß mich eine männliche Thräne mehr rührt, als tausend weibliche.

Doch verschmähe ich auch das Vergnügen nicht, bisweilen einem Duzend armer Hexen eine dankbare Rührung abzujagen. Vor acht Tagen kam mein Kammermädchen ganz außer Athem gelaufen, und rief:

„Gnädige Frau! gnädige Frau!" — „Nun, Scharlotte?"

„Ja, auf dem Boden!"

„Nun,

*) Hier fiel in dem letzten siebenjährigen Kriege eine Schlacht vor, in welcher der Herzog Ferdinand von Braunschweig einen großen Sieg über die Franzosen erfochte.

„Nun, was denn auf dem Boden?“

„O da liegt noch eine ganze Kammer voll Flachs, und die armen Leute haben nichts zu spinnen, weil leider der Flachs im vorigen Jahre nicht gerathen.“

In meinem Leben habe ich keine angenehmere Zeitung gehört; ich lief mit dem Mädchen auf den Boden, wie eine Närrin, hielt allen Tanten und Großtanten meines Mannes, die den Flachs gesammlet hatten, eine Standrede, und man mußte mir denselben mit einander in die Scheune bringen.

Hier ließ ich alle Weibsleute aus dem Dorfe zusammen kommen, und theilte den Flachs zum Spinnen unter sie aus. Nun, das war eine Freude!

Aber denken Sie, die guten Weibsen bringen mir das Garn dafür wieder, und verlangen kein Spinngeld, nachdem ich sie bereits mit Korn versorgt habe. Ist das nicht auch süß, und kann diese schmeichelhafte Dankbarkeit, ohnerachtet sie nicht von Männern kömmt, nicht immer mitgenommen werden?

Der Begierde zu gefallen entwischt nichts, und selbst meinen Vogel habe ich doppelt lieb, weil er mir und keinem andern zufliegt.

Ich habe mir schon viele sonderbare Ergötzungen auf dem Lande gemacht. Wie ich vor vier Jahren meinen Mann heirathete, wählte ich an meinem Hochzeittage sechs arme Jungen und sechs arme Mädchen aus, ließ sie auf eine ganz besondere Art kleiden, und ihren Unterricht damit anfangen, daß sie hübsch englisch tanzen lernen mußten.

Meine Absicht war damals, den Kleidungen und Köpfen unsers Landvolks eine ganz neue Wendung zu geben; und jene zwölf arme Kinder zu einem solchen Muster zu bilden, welches die Kinder der Reichen im

Dorfe gewiß nachmachen sollten. Ich hielt aber für nöthig, damit anzufangen, sie erst recht flink zu machen.

Anfangs hielt man mich für eine Erznärrin. Nachdem man aber allmählig sah, wie gut ich diese armen Kinder in allen Arten ländlicher Art unterrichten ließ, und wie flink meine Mädchen in kurzen Röcken auf dem Felde und im Stalle wurden: so fing jeder an zu stutzen; und nun, da ich auch mit geringen Leuten schwaze, mit ihnen klage, und ihnen das Korn und Flachs gebe, so bin ich ihr Engel. Ich sehe nichts, als gerührte Leute; und was ist aller Schmuck der Felder, aller Gesang der Nachtigallen gegen das Vergnügen, vergnügte Leute zu machen?

Ueberbringerin dieses ist eines von diesen meinen Kindern; so nenne ich sie noch immer. Lassen Sie dieselbe einmal das Vieh melken, oder eine Butter zurecht machen. Eine fertigere, reinlichere und nettere Art zu arbeiten müssen Sie in ihrem Leben nicht gesehen haben.

Etwas Koketterie spielt zwar schon aus dem weißen Fuße; das thun aber die weißen Strümpfe, so die Mädchen sich selbst knütten, und die sie durchaus tragen müssen; weil ich den Glauben habe, daß ein hübscher weißer Strumpf allemal den größten Einfluß auf die sittliche Bildung des Menschen habe.

Ist das nicht Philosophie? — Aber, mein Schatz, wann wollen Sie zu uns kommen? Ich hoffe doch nicht, daß Sie das Land fliehen, um den Klagen der Nothleidenden auszuweichen? Diese Ursache fällt bei mir weg.

Bringen Sie allenfalls einige hundert Thaler, die Sie sonst auf Moden verwenden würden, in Ihrem grünen Beutel mit, wenn Sie Lust haben, an meinem rührenden Lustspiele Theil zu nehmen; und ich verspreche Ihnen, Sie sollen dafür tausendmal mehr Schmeicheleien zu hören bekommen, als in der Stadt, und wahrhaf-

haftig von Leuten, die ganz anders empfinden, als alles, was sonst das Glück hat, sich Ihrem Fußschemel zu nahen, und dort seine Huldigung in gehöriger Entfernung auf den Knien zu leisten.

Der Greis mit dem Barte, mit den dicken rollenden Thränen, und der zitternden Sprache der Dankbarkeit, was ist das für ein Liebhaber gegen alle Ihre hohe Frisuren mit angehängten Menschenkörpern! Addio carissima!

N. S.

Ich weiß nicht, ob Sie den neuen Gukkasten schon gesehen haben, worinn man durch das eine Glas alles so sieht, wie es ist, und durch das andere, wie es seyn sollte. Ich habe sonst eben einen aus England bekommen.

Durch das erste Glas sieht man unter andern ein prächtiges Schloß im besten gothischen Geschmack, mit Graben, Thürmen und Obelisken geziert, viele beissende Hunde und verhungerte Bettler vor dem Thore; umher eine Menge verfallener Strohhütten und eine Kirche mit herabhängenden Sparren; das Land schlecht gebauet, die Nachbarn misvergnügt, und mit einem hämischen Blicke auf jede Gelegenheit laurend, dem stolzen Besitzer dieses, den Armen und Nothleidenden unzugänglichen Pallastes, einen heimlichen Schaden zuzufügen.

Das andere Glas zeigt eine leutselige Edelfrau vor ihrer offnen Thür, wie sie dem einen guten Rath, dem andern Hülfe gibt; ihr Haus ist, wie sie, edel und anständig, und von einer Menge schöner Häuser umgeben, die wohlhabenden Einwohnern zugehören müssen.

Ueberall sieht man die Freude und segnende Augen, welche mit einander dankbare Blicke nach der guten Frau

win-

winken. Dort tragen hundert Arme Korn vom Hause weg; hier fahren jubelnde Knechte tausend Fuder wieder hinein.

Glauben Sie mir, mein Schatz, daß ich recht gesehen habe. Eine Frau war es, obgleich mein Mann mir den Kasten verschoben, und ein rechtes Fratzengesicht, woraus man zur Noth einen Mann machen könnte, vorgerückt hat.

Aus Mösers patriotischen Phantasien.

Väterliche Ermahnung.

Es war einmal ein verständiger und liebreicher Vater, welcher nichts sehnlicher wünschte, als, daß seine Kinder recht gut und glücklich werden möchten.

Dieser erfahrne Mann wußte, daß es viele Bücher gibt, die zwar angenehm zu lesen sind, aber deren Lesung doch höchstverderblich, am meisten für junge Leute ist.

Dahin rechnete er erstlich alle diejenigen Bücher, die einen schmutzigen, die Ehrbarkeit beleidigenden Inhalt haben; ferner alle diejenigen, worinn die Geschichte verliebter Gecken beiderlei Geschlechts beschrieben wird; ferner solche, welche bloße Tändeleien enthalten, und nicht darauf abzwecken, die Menschen vernünftiger, arbeitsamer, wohlwollender und zufriedner zu machen; und endlich auch solche, deren Lesung uns weichlich und zu den Geschäften des menschlichen Lebens unlustig und ungeschickt machen kann.

Er hatte deswegen oft zu seinen Kindern gesagt: „wenn ihr klug seyd, so nehmt kein Buch in eure Hand, es zu lesen, bis ihr es erst mir oder einem andern vernünftigen Manne gezeigt und von uns gehört habt, daß das Lesen desselben euch nützlich seyn könne.“

Einst

Einst mußte dieser gute Mann auf ein ganzes Jahr verreisen. Seine Kinder besuchten unterdeß bald diesen, bald jenen von ihren Gespielen, bei denen sie bald dieses, bald jenes ihnen noch unbekannte Buch vorfanden. Die Gespielen rühmten diese Bücher, und sagten, daß sie sehr angenehm geschrieben wären. Darüber kriegten die Kinder Lust, sie auch zu lesen. Gern hätten sie ihren Vater erst gefragt; aber der war nun nicht da, und kam so lange nicht wieder. Endlich dachten sie: diese Bücher müssen ja wohl nichts Böses enthalten, sonst würde man ja unsern Freunden, sie zu lesen, auch wohl verboten haben. Sie baten sich also eins nach dem andern aus, und lasen darinn mit großem Wohlgefallen.

Aber ach! wie bekam es ihnen!

Der Vater fand sie bei seiner Zurückkunft ganz verwandelt. Statt der vorigen Unschuld und Reinigkeit ihrer Herzen, hatten sie die Seele voll üppiger Bilder und verliebter Träumereien; statt ihrer sonstigen Lust zum Lernen und zu jeder nützlichen Geschäftigkeit, wollten sie jetzt nur Romane, Komödien und kleine tändelnde Gedichte lesen; statt ihrer vorigen heitern und zufriedenen Gemüthsart, waren sie jetzt mürrisch und unzufrieden, so oft sie nicht bei ihren Büchern sitzen und neues süßes Gift für ihre Seele daraus einsaugen konnten.

Da rief sie der bekümmerte Vater zu sich, und redete sie mit bethränten Augen folgendermaßen an:

„Meine allerliebsten Kinder! Das Unglück, welches zu verhüten ich auf alle Weise getrachtet habe, ist geschehen. Es sind Bücher in eure Hände gefallen, von denen ich wünschte, daß sie euch immer möchten unbekannt geblieben seyn; und das unglückliche Lesen dieser Bücher hat — ich sage es mit tiefster Bekümmerniß! — eure ganze Glückseligkeit untergraben."

„Ich

„Ich sage dies nicht, um euch Vorwürfe zu machen. Euer Unglück hat gewollt, daß ich nicht da war, um euch zu rathen, und da diese Bücher, von denen ihr nicht glaubtet, daß sie so gefährlich wären, wirklich angenehm geschrieben sind: so war es natürlich, daß ihr bald Geschmack daran fandet."

„Aber wenn eure eigene, schon zum Theil zerstörte Glückseligkeit euch noch nicht ganz gleichgültig geworden ist: o so höret mit aller Aufmerksamkeit, deren ihr fähig seyd, die Warnung eines Vaters an, der euch so herzlich liebt, und dessen Erfahrung ihm die traurigen Folgen zeigt, die die Lesung dieser verderblichen Bücher zuverläßig für euch haben wird, wenn ihr nicht von heute an eure schon kranke Seelen auf das ernstlichste zu heilen euch bemühet."

„Gesteht es mir, oder vielmehr gesteht es euch selbst, seitdem ihr diese Bücher leset, haben alle eure Gedanken einen ganz andern Schwung genommen. Du, mein Sohn, siehst es nicht mehr für dein vornehmstes Geschäft an, etwas Nützliches zu lernen, und durch einen glücklichen Fortgang in jeder Erkenntniß den Beifall deines Vaters zu erwerben, und die Zufriedenheit desselben zu erhöhen."

„Du, meine Tochter, bist nicht so eifrig mehr, die Geschäfte zu besorgen, die ich dir vertraue, und die glücklichen Fähigkeiten anzubauen, die ich mit jedem Tage zunehmen sah."

„Ist es nicht wahr, ihr sinnet seither auf nichts anders, als wie ihr Gegenstände finden möget, die eurer eingebildeten Zärtlichkeit würdig, nach eurem Sinne euch glücklich machen, und durch euch glücklich werden können? Kömmt nicht jede andere Pflicht, jedes andere Geschäft euch eckelhaft und unrühmlich vor? und wünscht ihr nicht, je eher je lieber, euch in eine Reihe von

Be-

Begebenheiten verwickelt zu sehen, wie diejenigen sind, welche die Helden und Heldinnen eurer Bücher in euren Augen so schätzbar und so beneidenswürdig machen?"

„Aber überleget — o ich bitte euch um eurer eigenen Wohlfahrt willen! — wie sehr euch dieses hindern müsse, euch diejenigen Tugenden und Einsichten zu erwerben, durch die allein ihr Andere glücklich machen könnet! Es ist — ich beschwöre euch, allerliebste Kinder, es wohl zu bedenken! — es ist ein falsches, ein verderbliches Vorurtheil, was die Hauptlehre dieser Bücher ausmacht, daß die Vereinigung zweier liebender Herzen die vornehmste Beschäftigung des Lebens, das einzige Mittel zur Glückseligkeit sey."

„Ich verberge es euch nicht: freilich ist die Liebe, die tugendhafte, reine Liebe, eine Quelle der erhabensten und süßesten Glückseligkeit. Aber weder eine romanhafte Denkungsart, noch abendtheuerliche Begebenheiten, werden euch zu diesem seligen Ziele führen. Ihr könnt, — glaubt es eurem Vater, der euch nie eine Unwahrheit gesagt hat! — nicht anders, als unglücklich werden, ihr könnet nicht anders, als Andere, unglücklich machen, wenn ihr diesen bedenklichen Zeitpunkt übereilet. Erst müssen unsere Seelen reif zu einer tugendhaften Verbindung mit einer andern gleichgestimmten Seele seyn, ehe eine solche Verbindung möglich ist: und wie weit sind die eurigen von dieser Reife noch entfernt."

„Bedenke, mein Sohn, wie viele Einsichten und Kenntnisse du noch zu erwerben, wie vielen Tugenden du noch nachzustreben hast, ehe du dem Staat und dem menschlichen Geschlechte nützliche Dienste zu leisten im Stande seyn wirst! Und du, meine Tochter, überlege, wie viel es noch brauchet, bis du fähig seyst, einem

Hause

Hause klüglich vorzustehen, und Kinder vernünftig zu erziehen!"

„Wie unbedachtsam seyd ihr also nicht, daß ihr durch schimärische und einfältige Träume euch in dem glücklichsten Fortgange zur Vollkommenheit und Glückseligkeit hemmen lasset! Erwäget, wie unglücklich ihr seyn würdet, wenn dasjenige, was ihr am feurigsten wünschet, euch alsobald gewährt würde!"

„Betrachtet, daß der Romanendichter seine Helden und Heldinnen, nach Belieben, weise, vollkommen und von Bedürfnissen frei erschaffet; daß hingegen ihr von allen Zufällen des Lebens abhänget, daß ihr euer Schicksal allein durch Weisheit und durch Klugheit verbessern könnt; daß Unbedachtsamkeit und Leichtsinn euch nothwendig der Gefahr des äußersten Elendes aussetzen müssen; daß, wenn die Liebe euch einst glücklich machen soll, sie solches erst alsdann thun könne, wenn, durch die Vernunft erleuchtet und gebilliget, sie für euch nicht mehr ein Hinderniß zur Vollkommenheit, oder eine Quelle von Uebeln werden kann."

Hier schwieg der Vater, und sah mit einem bedenklichen und wehmüthigen Blicke auf seine verirrten Lieblinge herab. Diese erschracken vor der Gefahr, in der sie geschwebt hatten, ohne es zu wissen, und ergriffen zitternd die Hand des zärtlichen Vaters, um sie mit ihren Thränen zu benetzen und ihn zu bitten, daß er ihnen doch helfen möchte, dem Verderben zu entrinnen, dem sie schon so nahe gewesen wären.

Ein

Ein abermaliges Beispiel,

wie nöthig es sey, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.

Da die Herren Banks und Solander auf ihrer Reise um die Welt in die Gegend des Feuerlandes gekommen waren, welches bekanntlich unter Amerika liegt: so empfanden sie großes Verlangen, ans Land zu gehen, um die Beschaffenheit desselben zu untersuchen. Der Schiffskapitain, Herr Cook, ließ ihnen also ein Boot aussetzen und darinn fuhren sie denn, in Gesellschaft eines Schiffarztes und des Astronomen, nebst einigen Bedienten und Matrosen, nach der Küste.

Hier stiegen sie aus und gingen landeinwärts, in der Absicht, gegen Abend zurückzukommen und wieder an Bord zu gehen. Das Wetter war zu dieser kleinen Wanderschaft recht erwünscht: auch war es dazumal gerade mitten im Sommer, indem der 21ste December in dieser Himmelsgegend der längste Tag ist.

Nachdem sie eine Zeitlang gegangen waren, geriethen sie in eine sumpfichte Gegend, die mit niedrigem Birkengesträuche bedeckt war. Ueber dieses mußte man hinweg steigen und sich die Unbequemlichkeit gefallen lassen, fast bei jedem Schritt bis an die Knöchel in den Morast zu sinken.

Die Mühseligkeiten dieser Reise wurden noch vergrößert, da der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog und das Wetter nun auf einmal kalt und trübe wurde. Ein recht schneidender Wind fing an zu wehen; endlich erfolgte Schnee, und nun war der Sommer auf einmal in den rauhesten Winter verwandelt.

Die Reisegefährten munterten sich wechselseitig einander auf und drangen unermüdet immer weiter von

Sie hatten aber kaum zwei Drittheile des sumpfigen Weges zurückgelegt, als schon einer von ihnen, Herrn Banks Zeichner, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten, dabei zurück.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung mannigfaltiger Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich indessen vermehrt, die Kälte war heftiger geworden, und es war nun schon so spät am Tage, daß man es ganz unmöglich fand, vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren. Aber auf einem solchen Gebirge, in einer so rauhen Himmelsgegend eine Nacht hinzubringen, war entsetzlich: und doch half kein andrer Rath.

Man schickte daher nach denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu bringen, von wannen sie sich denn sämtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte bauen und darinn übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft an dem bestimmten Platze beisammen und traten nunmehr den Weg nach dem nächsten Thale an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in beständiger Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so groß auch immer die Versuchung dazu seyn möchte: denn, fügte er hinzu, wer sich niedersetzt der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich den Nachtrab zu führen. Allein noch ehe man das Gebüsche erreicht hatte, nahm die Kälte dermaßen zu, daß der Doctor Solander selbst die Neigung zum Schlafe, vor der er die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand.

Er

Er bestand darauf, daß man ihm erlauben sollte, sich niederzulegen. Vergebens bat und ermahnte ihn Herr Banks; er legte sich in den Schnee und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn vom Schlafe abzuhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an, dieselbe Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Ort ein Feuer anzulegen, er selbst blieb bei den beiden Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber ehe sie das sumpfichte Birkengebüsch zurückgelegt hatten, betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen, weiter zu gehn, nun schlechterdings unmöglich wäre. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen, waren im Stande sie fortzutragen; man mußte sie daher beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwo Minuten, so waren beide in einen tiefen Schlaf verfallen.

Da indessen einige von dem Vortrab mit der angenehmen Nachricht zurückkamen, daß in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten ein Feuer angemacht sey: so gelang es dem Herrn Banks den Doctor Solander zu ermuntern, der aber, ungeachtet er nur erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, schon den Gebrauch seiner Gliedmaßen verloren hatte. Seine Muskeln waren dermaßen eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht zu ermuntern.

Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm, und versprach, sie ablösen zu lassen, sobald zween Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben.

Dies geschah; allein nach einer halben Stunde kamen die ausgeschickten Männer allein zurück und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchgesucht, aber weder den Schlafenden noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfall nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und vermuthete, daß die zwei zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben möchten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zu viel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten.

Zu noch größerem Unglücke fing es von neuen an, noch heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hoffnung aufgeben, die armen Verirrten jemals wieder lebendig zu sehen. Gleichwohl hörte man zur großen Freude der ganzen Gesellschaft gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin und fand den Matrosen, welcher kraftlos daher schwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde.

Herr Banks ging weiter, um auch die beiden andern aufzusuchen; er fand sie endlich auch, aber in der kläglichsten Verfassung. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden und war unempfindlich wie ein Stein.

Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht zu, sie fortzuschleppen. Man suchte darauf an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dieses konnte des gefallenen und noch immer fallenden Schnees wegen, aller ersinnlichen Mühe, welche man sich gab, ungeachtet, nicht zu Stande gebracht werden.

Man

Man sah sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksal zu überlassen; machte ihnen ein Lager von Zweigen, bedeckte sie mit andern Zweigen, und verfügte sich wieder nach dem Walde zurück.

Während dieser Beschäftigung fingen einige von den Uebrigen auch an, fühllos zu werden, und man konnte sie mit genauer Noth kaum zum Feuer schleppen. Die ganze Nacht wurde in einem Zustande hingebracht, welchen das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gleich entsetzlich machten. Die zwei Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten, ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig, und statt aller Lebensmittel hatte man einen einzigen Geier, der während der Reise geschossen war.

Endlich brach der Tag an, rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen; die Kälte war noch eben so strenge, und der Wind noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich den Rückweg anzutreten.

Man schickte einige ab, um sich nach denen im Gesträuche zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehn. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Bothschaft zurück, daß sie todt wären.

Da der Hunger nunmehr anfing, der Gesellschaft beschwerlich zu fallen: so zog man dem geschossenen Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn Theile, und jedermann bereitete nun seinen Antheil selber zu, wie es ihm beliebte.

Nachdem jeder seinen schmalen Bissen verzehrt hatte, wagten sie es, ihre Rückreise anzutreten. Es glückte ihnen sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie sich gegenseitig Glück, mit einer Freude, welche keiner Beschreibung fähig ist.

Aus Hawkesworths Reisebeschreibung.

Die

Die wohlthätige Maskerade.

Auf einer Maskerade in Hannover fand sich eine Maske ein, die wie ein Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann ging an seinem weißen Stabe gebückt einher, und trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weißer linnerer Beutel befestiget war, und an deren Seite ein Zettel hing, worauf folgende Worte standen:

„Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathene kranke Wöchnerin, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Sämmtliche erflehen euren Beistand.“

Nicht allein die meisten Masken steckten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönch auch alles das Geld, das den Abend von den Zuschauern auf der Gallerie eingenommen war, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf 112 Rthlr. 9 Gr.

Auf der nächsten Maskerade erschien derselbe Mönch abermals, nachdem er kurz vor seiner Ankunft folgende Verse im Redutensale hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Witwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
Seht, Freunde, euer Meisterstück!
Vollendet's heute — Gottes Blick
Lacht Beifall auf euch hin.

Er sammelte wieder, schenkte den Damen ausgeschnitzte Bilderchen, und einigen Herren vom Adel hörnerne Dosen: und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Gallerie, 138 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf. Kassengeld.

Sie

Sie können leicht denken, schreibt ein Mann, welcher der Maskerade beigewohnt hatte, daß niemand begieriger war, wie ich, den Menschenfreund, der durch diese gute That die Thränen einer armen verlaßnen Witwe abwischte, persönlich kennen zu lernen, und dieses gelang mir auch am folgenden Tage durch die Vermittelung eines Freundes.

Der Kapuziner ist ein hiesiger wohlhabender Kaufmann, Namens Breuner. Die Witwe, für die er gesammelt hat, und die er weiter gar nicht kennt, als daß sie ihn nach ihres Mannes Tode um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt Bergheim.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann, wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete seiner rechtschaffenen Frau äusserst schlecht, brachte sein eigenes und ihr Vermögen durch, und starb einige Tage vor der Maskerade in der größten Dürftigkeit. Wie er kaum eine Stunde todt war, kam seine hülflose Witwe nieder, und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beerdigen, und versorgten sie mit allen Nothwendigkeiten.

Damit ihr nun aber die gesammelte Summe, die noch immer durch ansehnliche Beiträge vermehrt ward, auch zum wahren Nutzen gereichen möchte, so wandte Breuner sie folgendermaßen an:

Er miethete ihr eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnähme und Ausgabe ablegen; die verkauften Waaren wurden ihr fürs erste wieder angeschaft, und so lange, bis ihr Handel recht im Gange wäre, bekam

sie

sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalt. Das übrige Geld ward auf Zinsen gegeben. —

Wie leicht ist es nicht, eine unglückliche Familie zu beglücken, wenn wir nur allemal jede günstige Gelegenheit ergreifen wollten, und es nicht an unserm Wollen fehlen ließen! —

Um allen Tadel zu verhüten, fragt Herr Breuner den Tag vor der Maskerade die dortige katholische Geistlichkeit, ob ein Kapuziner an öffentlichen Orten ohne Anstoß erscheinen dürfte?

Sie sagten alle ja, aber nicht auf Maskeraden. Er sagt, das wäre gerade der Fall, und entdeckt ihnen seine Absicht. Der eine Geistliche erwiedert: das ist edel, das thun sie; geräth in Enthusiasmus, reißt seinen schönen Rosenkranz vom Arme, giebt ihn Herrn Breuner, und sagt: da, Freund, den gebrauchen sie!

Aber eine noch viel edlere That bei dieser Gelegenheit, die auch bekannt zu werden verdient, ist die.

Wie die Witwe Bergheim niedergekommen ist, und für sich und die Ihrigen keinen Bissen zu essen hat: schickt sie in ihrer größten Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Kaufgarnspinnen verdient.

Die arme Frau hat eben 4 Gl. für Spinnlohn erhalten, und ist im Begriff, sich Flachs und Brod dafür zu kaufen. Aber wie die Bergheim schickt, hungert sie selbst lieber, und gibt ihr die 4 Gl.

Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der folgenden Maskeradeabenden, welche gleichfalls sehr beträchtlich war.

Aus öffentlichen Nachrichten.

Die

Die Katzen und der Hausherr.

Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste **)
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krazen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um;

Stolpert über einge Späne
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

Lichtwer.

Der

*) Der Hahn. Er wird so genannt, weil der Landmann aus seinem Krähen zuweilen auf eine bevorstehende Veränderung des Wetters schließt.

**) Katzen.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne aus.

Ein Diamant ists, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut ein fremder Mann
Sein Gut ohn' eingen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.

Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
Wer anders thut, der muß sich schämen.
Denn ehrlich seyn, heißt uns die Pflicht;
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See.
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben!
Ein Dorf kann Zeugniß davon geben.

Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
Was wir, als Menschen, schuldig sind.

Der Jüngste sprach: bei seinen Schaafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen.
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand:
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke.
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein; welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Lichtwer.

Der Priester und der Kranke.

Es rasten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt,
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Baren;
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sah nun kläglich aus.

Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände;
Zwo Sägen und ein Beil, sein ganzes Hab' und Gut.

Mein Freund, hub jener an, faßt einen frohen Muth,
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufgeschlossen,
Wo ihr des Wermuths viel, und wenig Lust genossen.

Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann;
Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann.
Mich quälten weder Neid, noch Haß, noch Nahrungs-sorgen,

Mein

Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt, von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir dabei?
Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte,
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben wollte?
Warum nicht? sprach der Greis, da, wie ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?

* * *

O möchten groß und klein des Alten Lehre fassen!
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

Lichtwer.

Fortsetzung

der oben abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder.

Ich habe euch oben, liebe junge Leser, mit der Noth und Tugend des armen Tagelöhners Rudi und seiner Kinder bekannt gemacht.

Vielleicht hat euch die Geschichte von diesen lieben wackern Leuten eben so sehr gerührt, als mich; und vermuthlich wünscht ihr, noch mehr davon zu hören. Jetzt kann ich diesen euren Wunsch erfüllen.

Der gute Rudi war nicht durch eigene Vergehungen, sondern durch die Bosheit eines abscheulichen Mannes, des Vogts im Dorfe, in das große Elend gerathen, worinn wir ihn kennen gelernt haben.

Dieser gottlose Vogt hatte wegen einer großen schönen Wiese, welche dem Rudi gehörte und welche ihn und die Seinigen ernährte, einen Prozeß mit ihm angefangen; hatte falsche Zeugen aufgestellt, welche schwören muß-

mußten, daß diese Wiese ihm, dem Vogt und nicht dem Rudi gehörte, und so hatte der Richter, welcher Herr des Dorfs war, nicht umhingekonnt, dem Rudi sein rechtmäßiges Eigenthum abzusprechen, und es dem Bösewicht, dem Vogte, zuzuerkennen.

Nun war Rudi dadurch in die äusserste Armuth gerathen. In diesen Umständen starb ihm seine Frau, und wie wir wissen, auch seine gute alte Mutter. Er selbst und seine armen hülflosen Kinder blieben im Elend zurück.

Die einzigen Leonard und Gertrud hatten sich ihrer, so gut sie konnten, angenommen. Aber diese waren selbst arm; sie konnten also weiter nichts, als ihr bischen Armuth mit ihnen theilen. Und das thaten sie treu und redlich.

So waren nun schon viele Jahre verstrichen. Der Gutsherr war unterdeß gestorben, und sein Enkel, der Junker Arner, war wieder Herr des Dorfs geworden.

Die gütige Vorsehung, welche jedes Unrecht über kurz oder lang an den Tag bringt, wußte auch diesmal es so zu lenken, daß Arner den abscheulichen Betrug, den der Vogt gespielt hatte, in Erfahrung brachte. Den Augenblick beschloß dieser brave Herr, nicht nur dem Rudi wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern ihm auch das Unrecht, welches er gelitten hatte, auf das nachdrücklichste zu vergüten.

In dieser Absicht fuhr er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern von seinem abgelegenen Schlosse nach dem Dorfe, und trat bei dem guten Prediger ab. Er befahl zugleich, daß die schönste Kuh aus seinem Stalle ihm nachgeführt würde.

Sobald er nun den Prediger von allem benachrichtiget hatte, schickte er hin, und ließ den Rudi zu sich kommen.

Die-

Dieser erschien, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar, und sagte:

„Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Wiese abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen, und nicht nachtragen.“

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott, Junker, ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Warest du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Und der Rudi: es that mir freilich bei meiner Armuth, und insonderheit im Anfange oft schmerzlich weh, daß ich die Wiese nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht schuld war. Was wollt' er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Allmosen gegeben; und auf alle Feste sandt' er mir in meinem Elend allemal Fleisch, Wein und Brod, — daß ihm Gott es lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat!

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und sagte dann weiter: ach Gott, Junker! wenn er auch nur so allein mit uns geredet hätte, wie ihr, es wäre vieles nicht geschehen; aber die Blutsauger waren immer, immer wo man ihn sah, um ihn her, und verdrehten alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi! Die Wiese ist wieder dein; ich habe den Vogt in dem Pro-

tokol durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — stammelt — Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortet: du hast mir nichts zu danken, Rudi! die Wiese ist von Gott und Rechts wegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann: o! meiner, meiner Mutter Segen ist über mir! Schluchzet dann wieder, und sagt: gnädiger Herr! sie ist am Freitag gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: es wird dir wohlgehen, Rudi! — O wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, — ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Rudi, und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen! sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jetzt überstanden, Junker, sagte der Rudi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Wiese; ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann! sie wird sich deines Wohlstandes auch noch in der Ewigkeit freuen; deine

Weh-

Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig sey.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen. — Der Vogt ist in sehr klammen Umständen, — er ist dir freilich die Nützung und die Kosten schuldig, Rudi! aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könnte, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleid zu bitten, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! und wann der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer! die Wiese trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter; und wenn ich zwei halten kann, so hab' ich weiß Gott genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lang er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr christlich und brav, Rudi! Der liebe Gott wird dir das übrige ersetzen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann bei leibe nicht beim Wort nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Rudi! ich lobe dein Anerbieten; aber du mußt das Ding ein paar Tage ruhig überlegen; es ist dann noch immer Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr! aber gewiß nicht so, daß mich etwas ehrliches gereuen sollte, wenn ich's versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi! es ist für einmal genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nützung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird!

Junker. Nun, Rudi! ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seyd auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehn, ich habe niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe, — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. — Unten im Pfrundstall ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenken freuest. — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade; denn es ist dein, du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Hause finden; und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses alles übernommen.

Und die Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervor bringen konnte, freuete Arnern mehr, als seine Danksagung ihn hätte freuen können.

Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd: ich sehe wohl, daß du dankest, Rudi; bietet ihm sodann noch einmal seine Hand, und sagt weiter: gehe jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen es zu thun.

Da ging der Rudi von Arnern weg, und führte die Kuh heim.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagt Therese, des Arners Gemahlin: was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an. — Aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde. — Ja wahrlich, Geliebte! sie ist größer, als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: meine Thränen danken Ihnen, Junker! für den herrlichen Auftritt, den Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker, empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. — Aber, Junker! man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerin aber drückte die Kinder, die alle Thränen in ihren Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte wie sie.

Nach

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehn; schicket doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrerin sagte zu Arners Gemahlin: gefällts ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern.

Sehr gern, antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehn.

Arner hatte ein gebratenes Kalbviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung, die Pfarrerin hatte Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte alles eben abschicken wollen — jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus, Arners Bediente, trug alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorf, jung und alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudis Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin, der Pfarrer, die Frau Pfarrerin und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und fanden — und sahn — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das ging Arnern von neuen an's Herz: was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen! dachte er.

Alles, alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: dieser Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Wiese versichern.

Man muß das nicht leiden, sagte Therese, schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kin-

 dern

dern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Aber wolltest du, Geliebte, wolltest du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen gebracht hat? sagte Arner.

Nein, nein, das will ich nicht, versetzte Therese, das will ich nicht! Verschenk' er alle seine Habe, wenn er's kann. Einen solchen Menschen verlaßt Gott nicht.

Arner sagte jetzt zum Rudi: gib doch deinen Kindern zu essen.

Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm, und sagt ihm ins Ohr: Vater! ich bring doch der Gertrud noch etwas? — Ja, sagte der Rudi; aber wart nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: was sagte der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todbette seiner Mutter — von der Güte des Lienhards und der Gertrud; und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seyn.

Dann setzte er hinzu: gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Maurerin — wie sie das erhabene Todbette der Katrine mit Thränen bewunderten — wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, sie einzuladen — und wie diese mit ihren Kindern beschämt mit niedergeschla-

ge-

genen Augen, nicht auf des Rudelis Bericht, sondern auf Arners Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudeli vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten — auch wie Therese und die Frau Pfarrerin mit ihnen so liebreich waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten, und sich an ihren Schooß drängten — alles das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lang sie konnten, bei diesem Schauspiel der innigsten Rührung, beim Anblick des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Und der Junker sagte zum Kutscher: fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrerin aber suchte noch alles übriggebliebene Essen zusammen, und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Aus Leonhard und Gertrud,
einem Buch für das Volk.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich treflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!

Was

Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen *) ist,
Elf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.

Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.

Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.

Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.

Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich von ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,

An

*) Ein wildes Volk in Nordamerika.

An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein? *) Ihr irrt.
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? **)
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen

Lichtwer.

Damon und Phythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden,
Und wo mag er gefunden werden?
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphischen Apoll.
Des Gottes Antwort war: du hast ihn längst besessen,
Und weißt es nicht; vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, traue mir.
Wie schnell fliegt Damon fort: jetzt geizig, erst vermessen.
Wie? denkt er, scherzt Apoll? Nein! Göttern ziemt kein Spaß.
Jetzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias.

Mein

*) Es hat oft Betrüger gegeben, welche andern Leuten vorlogen, es gäbe eine gewisse Materie, wodurch man die geringeren Metalle in Gold verwandeln könnte. Diese Materie nannten sie den Stein der Weisen.

**) So wollten sie vielleicht erfinden, wie man den Raum, den eine Zirkellinie einschließt, in ein Viereck bringen könne?

Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier;
Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie waffnen sich mit Grabescheiten,
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug auf die Erde,
O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkohr,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du bist der größte Schatz, kann Damon mehr verlangen?

* * *

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der größte Schatz.

Lichtwer.

Eine Geschichte aus Franken.

Am Fluß Kocher liegt ein kleines Dörfchen, Namens Gutleuthen. Hier schlug vor zwei Jahren das Gewitter in die Hofstelle eines Söldners *) ein, der bei der frömmsten Tugend darbte, und ehe er sich besinnen konnte, das Wenige, was er noch hatte, in der Asche liegen sah.

Es war niemand, der nicht Theil an seinem Unglück nahm. Die kleine Gemeinde lief herzu und jeder bestrebte sich, die geringe Hülfe, die in seinem Vermögen stand, zur Unterstützung der Verunglückten beizutragen.

Al-

*) So nennt man den Besitzer einer kleinen Bauerhütte.

Allein, wie wenig ist in dem Vermögen derjenigen, denen es an allem fehlt! Dies ist der Zustand der Gemeinde zu Gutleuthen. Die bittere Armuth scheint da, — so wie überhaupt in der dortigen Gegend — recht zu Hause zu seyn.

Jedoch die Vorsicht hatte einen Prediger nach Gutleuthen gesetzt, der in allem Betracht ein Mann Gottes ist. Ein Mann, der mit vielen Einsichten das schönste Herz und die für einen Sterblichen mögliche vollkommenste Tugend verbindet; ein Mann, der voll Eifer gegen seinen Gott und voll Liebe gegen seinen Nächsten ist.

Dieser vortrefliche Mann ward über das vorgefallene Unglück nicht wenig gerührt; er war einer der Ersten, der auf den Platz eilte, wo Hülfe nöthig, obgleich bei dem allzuschnellen Ausbruch des Feuers, unmöglich war; und nachdem er die Leidenden beruhigt und die Umstehenden über die Zulassung Gottes belehrt hatte: so wußt' er für den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr zu thun, als daß er eine kleine Sammlung von der Mildthätigkeit der Einwohner machte, wovon man die Verunglückten so lange, bis ergiebigerer Rath geschafft würde, unter Dach bringen und speisen könnte. Es versteht sich, daß er diese Sammlung mit seinem eigenen Beitrage anfing.

Jedoch, man wisse auch, daß dieser musterhafte Geistliche selbst mittellos ist. Eine elende, der Armuth des Dorfs angemessene Besoldung, ist alles, wovon er lebt; und auch hievon theilt er seinen ganz armen Pfarrkindern noch mildiglich mit, so viel ihm möglich ist. Der würdige! — Sobald er für die Nothleidenden eine Herberge ausgemacht hatte, setzte er einen Brief an den Baron von Gutleuthen auf, der sich am Hofe zu *** in Diensten befand. Hierin schilderte er dem Baron das vorgefallene Unglück, die bedauernswürdige Lage der

Ver=

Verunglückten und überhaupt die Armuth seines Dorfs mit den rührendsten Farben. Er endigte damit, daß das Schicksal dieser verunglückten Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhinge, und daß die ganze Gemeinde hoffte, wie er sich hier als ihren edelmüthigen Beschützer zeigen würde.

Ich will kurz sagen, was der Baron von Gutleuthen erwiederte:

„Er finde sich nicht in dem Fall, von seinen Ein-
„künften etwas entbehren, noch sich in die Pri-
„vatangelegenheiten seiner Unterthanen mischen zu
„können: wenn aber dem Herrn Magister gleich-
„wohl an dieser Sache gelegen wäre, so überließ
„er ihm, um einen Brandbrief *) für die Abge-
„brannten bei der Hofkanzlei einzukommen. — "

Wenn ihr, meine jungen Leser, über diese Erklärung erschreckt, so denkt, daß es nur wenige solche harte Herzen unter unsern Brüdern geben mag — laßt den Baron; kommt zu unserm würdigen Geistlichen zurück.

Weit entfernt, daß sich derselbe durch eine solche Antwort hätte sollen abschrecken lassen, ferner etwas für die Verunglückten zu thun, macht er ein Schreiben an die Kanzlei fertig, worinn er um einen Brandbrief für die Abgebrannten bittet; und siehe da, er trägt es selbst in die Kanzlei. Sein Ansuchen wurde ihm nicht schwer gemacht, und er bekam alsbald, was er suchte.

Nunmehr erhob sich einer der schwierigsten Fälle bei dieser Sache. Der Brandbrief war ausgefertigt, aber da war niemand, der ihn in der Gegend hätte herum tragen mögen. Die Verunglückten konnten's nicht; sie bestanden aus einem 70jährigen Greise und ei-

*) Ist ein Schreiben, worinn sowohl bescheiniget wird, daß der Genannte das Seinige durch Feuer verlohren habe, als auch gebeten wird, ihm mit einer Beisteuer zu helfen. —

einer einzigen Tochter, die jetzt für ihren Vater arbeitete, ihn erhielt und zu seiner Pflege unentbehrlich war. Er hatte zwar noch einen Sohn; allein den hatten zwei Jahr vorher die Werber weggenommen. Jemanden in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu bekommen, war unmöglich, weil ein jeder bei den Seinigen — und in dieser Jahrszeit bei seiner Wirthschaft, nothwendig war; überdem auch nicht auf seine eigenen Kosten herumreisen konnte.

Jedoch, was ist dem Menschenfreunde zu schwer! — Ihr habt's errathen, meine Leser; — er selbst, der edle Pfarrer übernimmt die Einsammlung; er verläßt seine Pfarrwohnung, reiset auf seine Kosten, reiset zu Fuße, da seine Einkünfte kein Pferd ernähren konnten — und so bittet er in der Gegend herum mit dem Brandbrief für eine verunglückte Söldnerfamilie.

Gott, der mit Wohlgefallen auf ein solches Werk vom Himmel herabsieht, segnete es sichtbarlich. Ueberall, wo der Pfarrer einsprach, waren die Menschen zum Beitrag bereitwillig; und so brachte der Gottesmann die Woche hindurch mit seiner wohlthätigen Wallfahrt zu: am Sonnabend kam er gewöhnlich zu Hause — zahlte von dem eingesammelten Gelde die Bauleute aus, die unterdessen schon wieder an des armen Söldners Gehöft hatten zu arbeiten anfangen müssen, studierte auf seine Predigt, und legte sie dann mit voller Kraft am Sonntag ab.

Es war einer seiner letzten Ausgänge, als ihm auf der Landstrasse nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelhelm, welcher darinn saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuße, welcher vom Regen ganz durchnetzt war. Es rührte ihn, er ließ anhalten, und nachdem er von unserm Pfarrer vernommen hatte,

daß

daß er eben denselben Weg zu reisen gedächte, so bat er ihn, in seinen Wagen einzusteigen.

Diese Leutseligkeit wurde dem Grafen reichlich belohnt. Der würdige Prediger, der ein eben so unterhaltender Gesellschafter, als aufgeklärter und rechtschaffener Mann war, vertrieb ihm aufs angenehmste die Zeit, und rührte besonders durch die Erzählung des Endzwecks seiner Wanderschaft des Grafen edles Herz im höchsten Grade.

Als sie angekommen waren, bat der Graf den Pfarrer, mit ihm im Posthause zu Mittage zu speisen. Es geschah; aber auch diese Zeit eilte für den Grafen zu schnell vorbei; und schwer, sehr schwer wurde es ihm, sich von diesem treflichen Reisegefährten zu trennen. „Begeben Sie sich gerades Weges wieder nach Hause?“ fragte der Graf beim Abschied, — „gut, so sollen sie wenigstens da noch einmal Nachricht von mir finden.“

Als der Pfarrer zu Hause kam, übergab man ihm einen Brief. Ein Fremder hatte ihn abgegeben. Er fand folgende Zeilen:

Würdiger, liebster Mann,

„Wenn die Tugend an und für sich selbst schön ist, wie viel reizender ist sie, wenn man sie da antrifft, wo sie ganz vorzüglich seyn soll! Diese Ueberzeugung bin ich Ihrem Umgange schuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, so glaube ich fest, wenn die Tugend in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen wollte, so könnte sie keinen anständigern Posten wählen, als den Ihrigen, den Posten eines würdigen Geistlichen. Betrachten Sie Beiliegendes als eine Frucht der Gesinnungen, die Sie mir durch Ihr Beispiel eingeflößt haben. Ich bin zu sehr von Verehrung für Sie eingenom-

nommen, um befürchten zu dürfen, daß Sie meinen Absichten nicht die rechte Auslegung geben sollten. — "

In diesem Brief lag die Summe von 40 Pistolen eingewickelt, mit der Ueberschrift:

Dem würdigen Pfarrer
zu
eigenem Gebrauch.

Ohne das mindeste von dieser Summe für sich anzuwenden, zeigte sie der unvergleichliche Pfarrer dem Söldner an: und nachdem er die völlige Ergänzung des Hausbaues und einiger Nothdürftigkeiten für den armen Mann davon bestritten hatte: so wandte er den Rest zum Ankauf einer Gewitterstange an, die er zum Besten des Dorfes, auf dem Gipfel der Kirche zu Gutleuthen errichten ließ.

Die Kinder.

Zwei Kinder spielten einst hart an des Piko *) Fuß
Und faßten kühnlich den Entschluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mochten kaum zehn Schritt hoch seyn,
Da hörte man sie jauchzend schrein:
O welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

* *
*

Es

*) Der Piko von Teneriffa ist der höchste Berg in der alten Welt, auf der Insel Teneriffa, unweit Afrika im atlantischen Meere.

Es blies sich Einer auf, und sprach:
Ich gehe der Gelahrheit nach;
Ein Andrer rief: vernehmt, daß ich nach Weisheit reise;
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
So schri'n sie: Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise!

Lichtwer.

Im Winter 1782.

Wie reich an Freuden
Bist du, Natur!
Wenn auf den Waiden
Die Blumen scheiden,
Wenn von der Flur
Die Wonnetöne,
Wenn alle Söhne
Des Lieds entflohn,
Und nur der Ton
Der heisern Krähe
In unsrer Nähe
Und aus dem Wald
Das Jagdhorn schallt;
Wenn Stürme brausen
Und kühn und kalt
Den lichten Wald
Mit Grim durchsausen;
Wenn Flüsse stocken;
Wenn starrt das Meer:
Dann taumeln Flocken
Von oben her,
Und hüllen stille
In Silberhülle
Die traute Flur;

Dann glänzt die Sonne
Von oben drauf,
Und neue Wonne
Geht uns dann auf.

Natur! Natur!
O wie so milde,
O wie so reich
Und immer gleich
Dem Mutterbilde! —
Die Luft, wie rein!
Die Flur, wie stille
Die Silberhülle,
Wie zart, wie fein! —

Seht, Nebel decken
Das Angesicht
Der Sonne; schrecken
Uns aber nicht.
Zwar ist zu schauen
Auf Busch und Auen;
Im weiten Thal
Kein warmer Strahl! —
Doch Wolken thauen
Im Nebelduft
Aus dicker Luft
Auf Busch und Auen,
Und überdecken
Mit Silberflor
Gebüsch und Hecken,
Und Kraut und Rohr.
O welch Gemische!
Seht, Bäum und Büsche
Von Zweig zu Zweig
Einander gleich.

Du

Du, stolze Fichte,
Hast nichts voraus;
Im Silberlichte
Lacht schön und kraus
Das Dorngesträuch,
Und selbst die Eiche
Glänzt schöner nicht
Im hohen Licht,
Als mir zu Füßen
Das kleinste Moos. —

Natur, so fließen
Auf Klein and Groß
Aus deinem Schooß
In reicher Fülle
Die edlen Gaben;
Und wer da will,
Darf dran sich laben;
Und wessen Herz
Von bitterm Schmerz
Von düsterm Harm
Nur frei, und warm
Für Schönheit ist,
Auf den ergießt
In milden Bächen
Dein reicher Quell
Sich spiegelhell;
Und zu dem sprechen
Von ewger Güte
Des Frühlings Blüte,
Des Winters Schnee,
Die starre See,
Die hohen Thürme
Von Eis, die Stürme,

Der Sonne Licht,
Des Mondes Schimmer,
Und alles spricht:
O, zweifelt nimmer
An Gottes Liebe,
Und nimmer trübe
Den Quell der Lust
In eurer Brust
Unweise Erdenliebe.
Sey denn, mein Herz,
Von niedrer Lust,
Von eitlem Schmerz,
Von Leidenschaft,
Die alle Kraft
Der Seele nimmt,
Rein — und gestimmt
Zu bessern Freuden,
Die nimmer scheiden,
Die, hier genährt,
Uns ungestöhrt
Die Ewigkeiten
Hindurch begleiten.

Caroline Rudolphi.

Der Straus und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte Geschlechte,
Die Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
Und setzten, als sie sich in Sicherheit sahn,
Zum Reichstag den ersten des Maimonats an.

Kaum

Kaum wichen die Schatten dem steigenden Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus *) mit heiterm Gesichte,
Als tausend Geschlechter vom bergichten Hain
Erschienen, um bei der Versammlung zu seyn.

Es ließen sich Adler mit Kranich und Pfauen,
Es ließen sich Geier und Habichte schauen,
Drauf kamen die Reiger, der reinliche Schwan,
Die Kropfgans, der Falke, der indische Hahn.

Die Sperber, die Raben, der Kukuk, die Störche,
Und endlich die Kleinen, darunter die Lerche,
Der Gimpel, die Wachtel, der schwätzige Staar,
Der Finke, der Grünitz, die Nachtigall war.

Wer möchte die mancherlei tausende kennen?
Wer könnte die mancherlei tausende nennen?
Das Heer des Geflügels, so selbigen Tag
Zusammen von Reichswegen kommen seyn mag?

Es ward auch bei solcher unzähligen Menge
Beinahe der Raum der Versammlung zu enge.
Immittelst erhub sich ein plötzlich Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Reisender sey;

Der doch seinen Stand nicht bescheinigen könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich machten sich einige Vögel hinaus,
Und fragten den Reisenden eigentlich aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Unwillen hören,
Will man einem Reichsstand den Zutritt verwehren?
Verlangt man von Straußen unnöth'gen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? beseht mich mit Fleiß.

Mein

*) Die Sonne.

Mein Ursprung berechtigt mich, Federn zu tragen;
Was brauch ich von Schnabel und Klauen zu sagen?
Ich habe ja Flügel, dies schützt mich genug.
Verwarf man den Vogel, der Fittige trug?

Die Vögel versetzten nach kurzem Bedenken,
Du gleichst einem Vogel, das will man dir schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht eher geschehn,
Als bis wir zum Himmel dich fliegen gesehn.

Denn das ist kein Vogel, deß muntere Schwingen
Empor von der Erde zur Wolke nicht dringen.
So sagten die Vögel dem trotzigen Straus,
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus,

Und ging von den Vögeln zum Reiche der Thiere.
Was helfen dem Edelmann Helm und Paniere,
Was nützen ihm Feder, und Wappen und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?

Lichtwer.

Inhalt.

1. Tägling zu singen = = = = = = S. 1
2. Der Mann und das Vögelein. Eine Fabel = = 2
3. Als die Frühlingssonne zum erstenmal auf mein Zimmer schien = = = = = = = 4
4. Abendlied = = = = = = = = 5
5. Die Güte Gottes = = = = = = 6
6. Die bestrafte Eitelkeit. Ein kleines Schauspiel = 7
7. Gespräch. Hinz und Kunz = = = = = 23
8. Der gute Sohn = = = = = = = 24
9. An die Sonne, beim Aufgange = = = = 27
10. Der alte Landmann an seinen Sohn = = = 28
11. Des Morgens = = = = = = = 28
12. Das Nordlicht = = = = = = = 29
13. Der leichtsinnige Knabe, ein Schauspiel für Kinder 30
14. Des Morgens im Saat=Felde = = = = 59
15. Das Pferd und der Esel = = = = = 60
16. Der Löw' und der Fuchs = = = = = 61
17. Johann der Seifensieder = = = = = 62
18. Im Winter = = = = = = = 65
19. Der Blinde und der Lahme = = = = 65
20. Der Hund mit dem Fleische = = = = 66
21. Die treue Magd = = = = = = 66
22. Lied eines Schiffenden nach überstandenem Sturm 68
23. Das Schwerste und das Leichteste = = = 70
24. Ein Knabe und die Mücken = = = = 70
25. Von einem merkwürdigen Korbmacher = = = 72
26. Die Schlange und der Aal = = = = = 73
27. Reiselied = = = = = = = = 74
28. Abendlied, nach zurückgelegter Reise = = = 76
29. Tim. Eine Mecklenburgische Geschichte = = 78
30. Thomas Morus = = = = = = = 82
31. Des Morgens im Walde, den 26sten Jenner = = 87
32. Denke nichts Arges von deinem Bruder = = 88
33. Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit = = = 91
34. Der Menschenfreund = = = = = 99
35. Der Mai = = = = = = = = 101

36. Auf=

Inhalt.

36. Aufmunterung zur Freude = = = = = S. 102
37. Ein Lied = = = = = = = = 103
38. Irin = = = = = = = = = 104
39. Die guten Beispiele = = = = = = 108
40. Der Frühling. Am ersten Maimorgen = = 109
41. Christel, bei Betrachtung eines Kirchhofes = = 109
42. Der Phönix und die andern Vögel = = = 111
43. Der gelähmte Kranich = = = = = = 111
44. Die Freundschaft = = = = = = 112
45. An einen Kanarienvogel = = = = = 114
46. An ein kleines Landmädchen = = = = 116
47. Loblied = = = = = = = = 116
48. Die Weisheit = = = = = = = 118
49. An einen tugendhaften Jüngling = = = = 120
50. Von einem jungen Verbrecher, der sein eigener Ankläger ward, ohne es zu wissen = = = 121
51. Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit = = = 124
52. Der Sturm = = = = = = = 125
53. Die Spinne und der Hänfling = = = = 127
54. Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Leben des englischen Viceadmirals John Byron = = 129
55. An einem Frühlingsmorgen = = = = = 139
56. Herbstlied = = = = = = = = 140
57. Am Fenster bei Mondschein = = = = = 142
58. Geschichte eines Spielers = = = = = 143
59. An den Schlaf = = = = = = = 147
60. Diogenes und der junge Kriton = = = = 148
61. Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschens = = = = = = = 168
62. An Lina = = = = = = = = 170
63. Der Bauer = = = = = = = 171
64. Der frohe Bauer = = = = = = 171
65. Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks 173
66. Morgenlied = = = = = = = 175
67. An den jungen Leser = = = = = = 176
68. Lied eines Schwindsüchtigen = = = = 177
69. Ein Landmann zu einem reichen Städter = = 179
70. Nach einem Gewitter = = = = = = 179
71. Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr = = = 180
72. Ananiceris und Plato = = = = = 182

73. Pro=

Inhalt.

73. Protagoras und Demokritus = = = = S. 182
74. Polemo und Xenokrates = = = = = 183
75. Beispiel eines jungen Helden = = = = 185
76. Der dankbare Jude = = = = = = 185
77. An den Mond = = = = = = = 187
78. Dionysius und der Reiche = = = = = 188
79. Freundschaftslied = = = = = = 189
80. Letzte Unterredung des unglücklichen Wasers mit seinen beiden Söhnen = = = = = 191
81. Aus Leonhard und Gertrud, einem Buch für das Volk 202
82. Lied einer Schnitterin = = = = = 222
83. Der Held und der Reitknecht = = = = 223
84. Betrachtung über einen Vogel = = = = 224
85. Gespräch zwischen Vater und Sohn = = = 225
86. Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt = = = = = = 226
87. Ueber die Sparsamkeit der Natur = = = 233
88. Die muthige Freundschaft = = = = = 235
89. Betrachtung bei einem Bach = = = = 241
90. Henriette. Eine Kindergeschichte = = = 241
91. Die liebenswürdige Kokette, oder Schreiben einer Dame vom Lande = = = = = = 263
92. Väterliche Ermahnung = = = = = 268
93. Ein abermaliges Beispiel, wie nöthig es sey, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten = = = = = 273
94. Die wohlthätige Maskerade = = = = 278
95. Die Katzen und der Hausherr = = = = 281
96. Der Vater und die drei Söhne = = = = 282
97. Der Priester und der Kranke = = = = 283
98. Fortsetzung der oben abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder = = = 284
99. Die seltsamen Menschen = = = = = 293
100. Damon und Pythias = = = = = = 295
101. Eine Geschichte aus Franken = = = = 296
102. Die Kinder = = = = = = = = 301
103. Im Winter 1782 = = = = = = 302
104. Der Straus und die Vögel = = = = 305

Bayerische Staatsbibliothek München

XXXX (Bd. 2-5) 1-92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818 [Herausgeber]

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: Vierter Theil

Frankfurt am Mayn 1796

40.7165-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702565-6
VD18 90774973